

1968—2018
50 Jahre Studentenwohnheim
Wartburg zu Heidelberg

1968 – 2018
50 JAHRE STUDENTENWOHNHEIM
WARTBURG ZU HEIDELBERG

οὗ δὲ τὸ πνεῦμα κυρίου, ἐλευθερία

Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.

(2. Korintherbrief, Kapitel 3, Vers 17b)

1968 – 2018
50 Jahre Studentenwohnheim
Wartburg zu Heidelberg

Herausgegeben im Auftrag des Vorstandes
der Akademisch-Theologischen Gesellschaft
Wartburg zu Heidelberg e.V. von

Christoph Hüther, Friedrich L. Cranshaw und Stephan Wachsmuth

Heidelberg 2019

Umschlag: Das Wartburghaus am Krahnenplatz im Herbst 1994 vor der Renovierung.
Bild: Archiv Akad.-Theol. Gesellschaft.

Seite 5: Das Wartburghaus am 25. April 2019. Bild: Christoph Hüther.

Herausgegeben im Selbstverlag der Akademisch-Theologischen Gesellschaft Wartburg zu Heidelberg e.V., Untere Neckarstraße 21, 69117 Heidelberg.

Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung der Herausgeberin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Satz und Layout: Christoph Hüther.

Druck und Bindung: unitedprint.com Deutschland GmbH, Friedrich-List-Straße 3, 01445 Radebeul. Printed in Germany



INHALT

Vorwort	8
Predigt anlässlich des 155. Stiftungsfestes am 15. Juni 2018	
<i>Hans-Dieter Köser</i>	9
I. Zur Geschichte des Wartburghauses und des Studentenwohnheims	
Zeit und Umstände im Jahrhundert der Errichtung des Wartburghauses aus dem Blick von Historikern	
<i>Friedrich L. Cranshaw</i>	12
Der weitsichtige Wagemut zum Start des Studentenwohnheims	
<i>Hans-Dieter Köser</i>	22
1968: Studentenbewegung – Jugendrevolte – globaler Protest	
<i>Bernd Wetzka</i>	27
Interdisziplinarität und Internationalität mit der Muttermilch – die Wissenschaftsabende auf dem Wartburghaus	
<i>Peter Windel</i>	33
Die Festwissenschaften der Stiftungsfeste seit der Jahrtausendwende <i>Christoph Hüther</i>	37
II. Die Renaissance des Wartburghauses	
Ein halbes Jahrhundert mit der Wartburg <i>Ernst Bernhard</i>	40

III. Erinnern und Erleben

Meine Zeit im Wartburghaus (Sommersemester 1973 bis Sommersemester 1976) <i>Hermann Hager</i>	50
Studentisches Wohnen im Wartburghaus <i>Peter Napiwotzky</i>	59
Mein Mitbewohner im Doppelzimmer auf der Wartburg: Dr. med. Matthias Hagenbusch (1948-2012) <i>Dirk Schulz</i>	62
Aus dem Verbindungsleben der Jahre 1974 bis 1979 <i>Peter Napiwotzky</i>	64
Meine Wartburg-Erinnerungen <i>Gernot Gottwals</i>	67
Ein frisch gemachtes Nest <i>Markus Brümmer</i>	79
Zwei Frauen auf dem Haus! <i>Silke McCormick-Smith</i>	85
Auf in eine neue Ära! <i>Fabian Lindenmayer</i>	86

IV. Das Wartburghaus als Wirtschaftsbetrieb

Zwischen Empathie und Ökonomie. Ein Studentenwohnheim zwischen WG und Unternehmen von 1968 bis heute und das Leben eines Tutorenehepaars im Haus in den späten Siebzigern <i>Friedrich L. Cranshaw</i>	94
---	----

VORWORT

1968 konnte die Akademisch-Theologische Gesellschaft Wartburg zu Heidelberg e.V. ein Studentenwohnheim im Herzen der Heidelberger Altstadt eröffnen. Am östlichen Ende der Unteren Neckarstraße, neben dem Krahnenplatz und in unmittelbarer Nähe zum ehemaligen kurfürstlichen Marstall, heute Mensa der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, erwarb die Gesellschaft unter ihrem damaligen Vorsitzenden Pfarrer Erich Kühn mit tatkräftiger Unterstützung der Mitglieder ein Barockpalais und baute es zu einem Heim für rund 30 Studenten um.

Zugleich beherbergt das Studentenwohnheim die Akademisch-Theologische Verbindung Wartburg an der Universität Heidelberg, einen 1863 gegründeter wissenschaftlichen Verein, der sich im Rahmen des 500-jährigen Universitätsjubiläums 1886 den Status einer Studentenverbindung gab und seither für das Miteinander von wissenschaftlichem Austausch und korporativer Geselligkeit zwischen den Generationen steht.

Im Jubiläumsjahr 2018 haben wir Mitglieder der Gesellschaft und ehemalige Hausbewohner gebeten, im Rahmen des Stiftungsfestes und des Winterfestes Vorträge über die Geschichte des Hauses, des Wohnheims und der Zeitgeschichte jener bewegten Jahre nach 1968 zu halten sowie aus dem eigenen reichen Erinnerungsschatz über das Leben im Wohnheim zu berichten. Daraus ist dieses Buch entstanden. Wir danken allen, die uns Textbeiträge und Bilder zur Verfügung gestellt haben.

Anlässlich des jährlichen Gründungstages der Akademisch-Theologischen Verbindung Wartburg, aus der die Akademisch-Theologische Gesellschaft Wartburg e.V. hervorgegangen ist, feiern wir seit einigen Jahren (wieder) einen Gottesdienst, in dem ein Pfarrer aus den Reihen unserer Mitglieder predigt. Im Jubiläumsjahr 2018 mit dem besonderen Schwerpunkt »50 Jahre Wartburghaus« hat Pfarrer i.R. Hans-Dieter Köser in seiner Predigt sehr deutlich gemacht, auf welche Basis wir uns gründen. Darum drucken wir sie vor den Aufsätzen bzw. den in schriftliche Form gebrachten Vorträgen ab.

Heidelberg, im Mai 2019

Die Herausgeber

Predigt anlässlich des 155. Stiftungsfestes am 15. Juni 2018 (Ev. Providenzkirche Heidelberg)

Pfarrer i.R. Hans-Dieter Köser

Auch das Volk wandte sich gegen Paulus und Silas; und die Stadtrichter ließen ihnen die Kleider herunterreißen und befahlen, sie mit Stöcken zu schlagen. Nachdem man sie hart geschlagen hatte, ließ man sie ins Gefängnis werfen und befahl dem Kerkermeister, sie gut zu bewachen. Der sperrte sie daraufhin in die hinterste Zelle und schloss ihre Füße in den Block. Um Mitternacht aber beteten Paulus und Silas und priesen Gott mit Lobliedern. Und es hörten sie die anderen Gefangenen. Plötzlich bebte die Erde so heftig, dass das Gebäude bis in seine Grundmauern erschüttert wurde. Daraufhin sprangen sämtliche Türen auf, und die Ketten aller Gefangenen fielen zu Boden.

Der Kerkermeister fuhr aus dem Schlaf hoch, und als er die Türen des Gefängnisses offen stehen sah, zog er sein Schwert und wollte sich selbst töten. Denn er dachte, die Gefangenen seien alle geflohen. Paulus aber rief laut: »Tu dir nichts an; wir sind alle noch hier!« Der Aufseher rief nach Licht, stürzte ins Gefängnis und fiel zitternd Paulus und Silas zu Füßen. Dann führte er sie hinaus und fragte: »Ihr göttlichen Herren, was muss ich tun, dass ich gerettet werde?« Sie sprachen: »Glaube an Jesus, er ist der Herr! Dann wirst du und dein Haus gerettet werden!« Und sie verkündigten ihm und allen in seinem Haus das Wort des Herrn.

Der Kerkermeister kümmerte sich in jener Nacht fürsorglich um sie und wusch ihnen die Striemen aus. Dann ließ er sich und alle, die zu seinem Haus gehörten, sogleich taufen. Danach führte er sie in seine Wohnung, bereitete ihnen den Tisch zum Essen und freute sich mit seinem ganzen Hausstand, dass er zum Glauben an Gott gekommen war.

(Apostelgeschichte 16, 22-34, Text: Hans-Dieter Köser nach Luther 2017)

Liebe Gäste, liebe Bundesbrüder,

Was habt Ihr beim Zuhören gedacht? Eine seltsame Geschichte, die der Bbr. Köser uns da mitgebracht hat. Und das sollen wir glauben? Dabei ist diese Geschichte mit dem Erdbeben vielleicht noch die am meisten realistische von allen wunderbaren und unglaublichen Ereignissen, die uns die Bibel erzählt.

Aber ist nicht alles, was mit Gott zu tun hat, unglaublich?

Die theologische Vertiefung dieser Erkenntnis habe ich einem Tutorium auf dem Wartburghaus zu verdanken, das begleitend zu einer Vorlesung unseres Ehren-Alten Herrn Prof. Heyer auf unserem Haus abgehalten wurde. Es ging unter anderem um die orthodoxe Liturgie. Eine der Grundlagen der orthodoxen Liturgie ist das Bekenntnis, dass alles, was mit Gott zu tun hat, unsere menschliche Vorstellungskraft übersteigt. Unsere Sprache kann Gott nicht wirklich mit Worten erfassen. Wir haben vorhin gesungen: »Ein feste Burg ist unser Gott.« Aber Gott ist *mehr* als eine feste Burg. Wir sagen oft: Gott ist allmächtig. Doch Gott ist nicht allmächtig. Er ist *mehr* als allmächtig. Er ist nicht ewig oder gut oder gnädig. Er ist *mehr* als ewig, *mehr* als gut, *mehr* als gnädig! Gott übersteigt immer und überall unsere Vorstellungskraft. Deshalb kann man sich IHN, dem unglaublichen Gott, am besten im Lob nähern, wie es in der orthodoxen Liturgie geschieht.

Auch Paulus und Silas loben den unglaublichen Gott, selbst im Gefängnis. Und unglaublich ist, was jetzt passiert. Ich meine nicht das Erdbeben. Das mag es wirklich gegeben haben. Aber unglaublich ist, dass Paulus und Silas nicht gleich das Weite suchen. Die Türen stehen doch offen! Nichts wie ab in die Freiheit.

Das hatte natürlich der Aufseher in dem Durcheinander befürchtet. Aber mit der unfassbaren *inneren* Freiheit und Gelassenheit des Paulus und Silas hatte er nicht gerechnet. Das hat ihn überwältigt. Welch göttlicher Geist muss in diesen beiden Männern herrschen! Welche innere Freiheit, dass ihnen die äußere Freiheit nicht so wichtig war! Wussten sie sich doch auch im tiefsten Kerker gelassen und sicher.

»Meine göttlichen Herren! Was muss ich tun, dass ich gerettet werde und auch diese innere Freiheit und Gelassenheit, diesen unglaublichen Geist erhalte?« – »Glaube an Jesus, er ist der göttliche Herr, nicht wir! Dann wirst du gerettet werden!«

Der Glaube an Jesus muss verkündigt werden, (so wie heute auch) damit Menschen den unglaublichen Gott kennenlernen und sich zu ihm bekennen können; – wie der Kerkermeister, der sich und alle, die zu seinem Hausstand gehörten, voller Begeisterung taufen ließ.

Glaube an Jesus! Er ist der Herr! In Jesus lernen wir den unglaublichen Gott kennen – so wie Paulus und Silas oder der Kerkermeister mit seiner Familie damals.

Wie Jesus, so ist und so handelt Gott! Dafür steht als Symbol das Kreuz. Für nichts anderes! Es taugt nicht als Wertezeichen, zu dem manche Politiker es machen wollen. Das Kreuz Jesu steht nicht für irgend-

welche Werte, sondern für den unbeschreiblichen und unglaublichen Gott. An diesem Kreuz hat Jesus alles Unmenschliche, alles, was unser Leben zerstört, mit in den Tod genommen. Alles, was uns im Leben beugt und niedermacht, alle Schuld und Unzulänglichkeit, die Menschen quält, hat Gott hier am Kreuz Jesu in neue Lebensmöglichkeit verwandelt. Unglaublich – aber wahr!

So ist Gott! Er nimmt uns die Last ab. Wir können aufrecht nach vorne schauen, wir können unseren Mitmenschen offen ins Gesicht schauen. Ein neuer Geist der Freiheit ist mit Ostern in die Welt gekommen. Kein Geist irgendwelcher Werte, die andere nur wieder niederdrücken und fesseln und moralisch sozusagen in die untere Reihe stellen.

Der Kerkermeister hat diesen unglaublichen Geist der Freiheit bei Paulus und Silas erlebt. Er wird selbst frei von der Angst um sein Leben. Grund genug, den unglaublichen Gott zu loben, Grund genug zum Feiern. So lädt er Paulus und Silas in sein Haus ein, in dem nun auch der neue Geist zu Hause ist.

Liebe Bundesbrüder, befreit, aufrecht in die Zukunft gehen, anderen mit offenen Augen ins Gesicht sehen, im Geist unseres unglaublichen Gottes, das steht uns Wartburgern gut an! Wie unser Wahlspruch sagt: »Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.« Helfe uns Gott, dass der Geist dieser Freiheit auch in Zukunft unser Haus – so wie das Haus des Kerkermeisters damals – erfüllt und unseren Lebensbund stärkt.

I. Zur Geschichte des Wartburghauses und des Studentenwohnheims

Zeit und Umstände im Jahrhundert der Errichtung des Wartburghauses aus dem Blick von Historikern

Dr. iur. Friedrich L. Cranshaw

I. Vorbemerkung

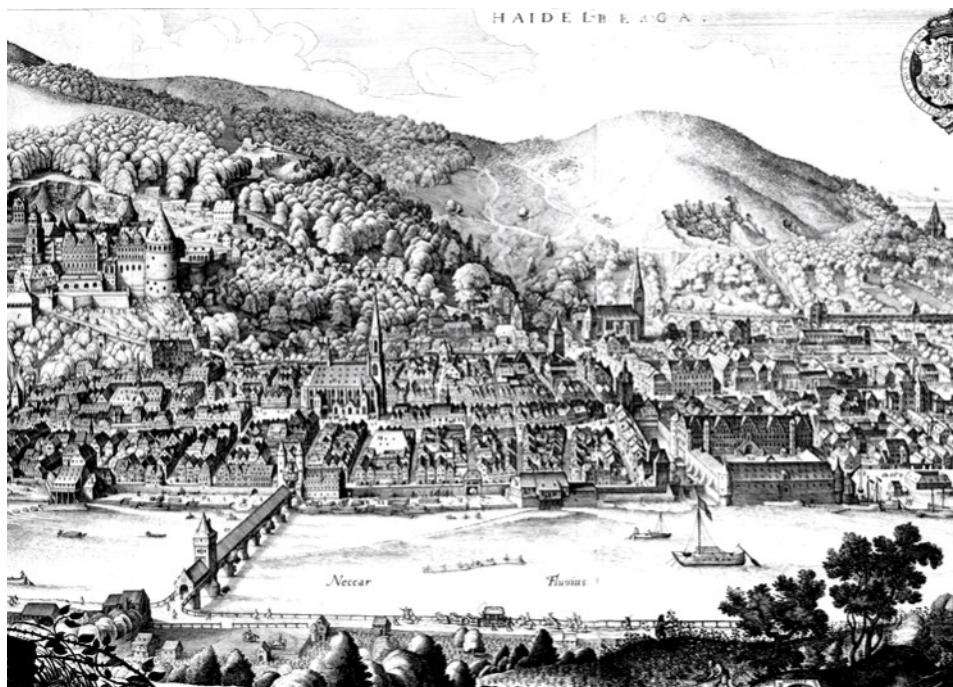
Gegenstand der nachfolgenden Betrachtung ist die Zeit des Jahrhunderts der Errichtung des heutigen Wartburghauses an der Unteren Neckarstraße 21 in Heidelberg am Anfang des 18. Jahrhunderts. Hier besteht ein gewisser wirtschaftlicher Zusammenhang mit der sog. »Alten Brücke« in Heidelberg von der heutigen Altstadtmitte auf die andere Neckarseite. Die folgenden Bemerkungen resultieren u.a. aus Erinnerungen des Verfassers an die interessante, ja spannende Festwissenschaft anlässlich des 152. Stiftungsfests unserer Wartburg im Juni 2015, die der vormalige Stadthistoriker Dr. Jochen Götze (vorm. Universität Heidelberg, Historisches Seminar) in unserem Nachbargebäude der Katholischen Studentengemeinde gehalten hat; es handelt sich teilweise um einen Bericht zu einem Teilaспект dieses Vortrags.

II. »Wartburghaus« und »Alte Brücke« – Zusammenhänge?

1. Historischer Kontext mit dem desaströsen europäischen »Kriegstheater« im letzten Viertel des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts

Die Entstehungszeit des Wartburghauses weist eine zeitliche Nähe zu dem »Kriegstheater« (Smid, 2011, *passim*) der letzten Jahre des 17. und der ersten Jahre des 18. Jahrhunderts auf. Die auf nahezu allen Bildern der Stadt Heidelberg zu sehende, weltweit unter den Touristen bekannte »Alte Brücke« über den Neckar, ein Wahrzeichen der Stadt, hat eine wechselhafte Geschichte über die Jahrhunderte erlebt; sie wurde vielfach durch Menschen bzw. Naturgewalten zerstört und wiederaufgebaut. Im letzten Drittel bis zum Ende des 17. Jahrhunderts war sie u.a. im sog. Orléansschen oder auch Pfälzischen Erbfolgekrieg, der auch als Neunjähriger Krieg bezeichnet wird (Smid, 2011, S. 13 f.), zerstört wor-

den. Dieser verheerende Krieg ist seinerseits als Episode in das große Ringen um die Vormacht in Europa in die frühen Réunionskriege und die weiteren Kriege Ludwigs XIV. bis hin zum sog. spanischen Erbfolgekrieg eingebettet, der erst 1713/1714 in Friedensschlüssen insbesondere mit der Vormacht Frankreichs und Englands in Europa endete, eine Auseinandersetzung, die auch in Übersee (Indien, Nordamerika) geführt wurde und mit Zurückhaltung als eine Art Weltkrieg angesehen werden mag (Smid, 2011, S. 13-18, *passim*). Die Schrecken des Krieges begannen in der Kurpfalz am unteren Neckar kaum ein Vierteljahrhundert, nachdem der dreißigjährige Krieg endlich mit den die Hoffnung auf dauernden Frieden im Heiligen Römischen Reich begründenden *Instrumentum Pacis Monasterense* bzw. *Osnabrugense* von 1648 geendet hatte, der die Kurpfalz mit seinen Gräueln ebenfalls verheerend heimgesucht hatte. Die Pfalz hatte Bevölkerungsverluste von 75% (Waßmuth, 2005, S. 33 ff.). Der Wiederaufbau war ausgesprochen schwierig, das Land ausgeblutet und von Subventionen nicht nur des selbst von Geldsorgen geplagten Kaisers in Wien abhängig (im Einzelnen Waßmuth, S. 33 f.).



Matthäus Merian (1593-1650), »Haidelberg«, Stadt und Schloss von Norden, Kupferstich 1620 (Ausschnitt). Kurpfälzisches Museum der Stadt Heidelberg, S 2268/2.

2. Notwendiger Neubau einer Infrastruktur und deren Finanzierung

Auf die Zerstörung der Brücke von der Altstadt über den Neckar im Jahr 1689 (Merz, 1988, S. 25 ff., 26 f.), die auf der Zeitachse ihrerseits schon die siebte Brücke war, folgten unbefriedigende mobile Schiffsbrückenkonstruktionen über fast 20 Jahre bis 1708 (Merz, 1988, S. 28). Danach wurde die hier relevante sog. Nepomuk-Brücke als achte Neckarbrücke errichtet, die erst 1784 an Hochwasser und Eisgang des Neckar scheiterte (Merz, 1988, S. 28 f.; Fricke, 1988, 41 ff.). Sie ist die unmittelbare Vorgängerin der heutigen »Alten Brücke«.

Aus jener Zeit zu Beginn des 18. Jahrhunderts gibt es ein interessantes Beispiel für eine erfolgreiche Kooperation zwischen der Stadt Heidelberg und einem lokalen privaten Investor, die offenkundig notwendig geworden war, um die Infrastruktur »Neckarbrücke« als feste und nicht als mobile Schiffsbrücke im Interesse der Ökonomie der Stadt wiederherzustellen. Eigentümer der Brücke war freilich nicht die Stadt, sondern der Kurfürst als Landesherr; die Stadt war allerdings gegen die Aufrechterhaltung der wichtigen Infrastruktur berechtigt, den »Brückenzoll« zu erheben und für sich einzuziehen (seit 1645, siehe Goetze, 1988, S. 17 ff./19).



Peter Friedrich de Walpergen (1730-1809), Heidelberg, Stadt und Schloss von Norden, (Panorama), Zeichnung 1763 (Ausschnitt). Kurpfälzisches Museum der Stadt Heidelberg Z 2148.

Der Neckar war ein Fluss, der zu dieser Zeit bei (wohl) gleicher Fließmenge sehr viel flacher war als heute und damit eine reißende Fließgeschwindigkeit hatte (Goetze, 2015, Stiftungsfestwissenschaft Wartburg). Er war keineswegs idyllisch, wie man das vielleicht meinen könnte und die heute »älteren« Wartburger können noch aus dem späten 20. Jahrhundert von Hochwasser berichten, welches das Haus von drei Seiten umschlossen hat und das dazu führte, dass die Grundwasserströme, die hier fließen, den Keller füllten (u.a. katastrophal 1978).

Nach der erwähnten Zerstörung der festen Brücke im Erbfolgekrieg Ende des 17. Jahrhunderts hatte die Stadt jedoch offenbar Bedenken und sah Risiken der Errichtung und ständigen Unterhaltung einer Brücke über den nicht einfach mit Wasserbauwerken zu bändigenden Fluss, so dass man bestrebt war, das Risiko einem Dritten zu übertragen (Goetze, 2015, Stiftungsfestwissenschaft Wartburg). Vielleicht hatte man schlicht nicht genügend Geld, hier mag man spekulieren. Ein Investor fand sich in dem in Heidelberg ansässigen bzw. zugezogenen Lorenz Philipp Mayer (oder Philipp Lorenz Mayer; siehe Goetze, 2015, Stiftungsfestwissenschaft Wartburg; nach Weis, 1988, S. 62, war Investor der »Kayserliche [...] auch Churpfälzische [...] Brücken Obrist Wachtmeister Philipp Lorenz Mayer«), der auf eigene Kosten in den Jahren 1706-1708 die Brücke neu errichtete und für die Benutzung eine Maut erhielt, d.h. »16 Jahre die Einnahmen des Brückenzolles« (Weis, 1988, S. 62), von der er freilich einen Teil an die Stadt abzuführen hatte (Goetze, 2015, Stiftungsfestwissenschaft Wartburg). Das Geschäft war beiderseits wohl recht erfolgreich, so dass der Investor alsbald auf einem freien Gelände am Neckarufer ein erstes größeres Haus erbaute, das zu einem ganzen Ensemble mit einem selbstständigen Mittelbau und zwei ebenso selbstständigen Flügelbauten in den Jahren nach 1708 wurde (Goetze, 2015, Stiftungsfestwissenschaft Wartburg), so dass sich die Brückeninvestition offenbar als besonders lohnendes Geschäft erwies.

Der linke Flügel des Ensembles, vom Neckar her gesehen, ist unser heutiges »Wartburghaus«, noch ohne Erker, aber mit Gauben oberhalb derjenigen des 2. Obergeschosses, wie man auf einem Stich von Peter Friedrich de Walpergen (1730-1809), einem Heidelberger Zeichner, Maler und Graphiker, erkennen kann (vgl. Abbildung auf S. 16).

Das Projekt »Alte Brücke« war für den Investor damit erfolgreich. Die Stadt Heidelberg bekam ihre Verbindung zur anderen Neckarseite, ihren Anteil an der Brückenmaut und war damit am Erfolg beteiligt; das

Infrastrukturrisiko verwirklichte sich erst knapp 80 Jahre später, als die Brücke im hohen Eisgang des Winters 1784 zerstört wurde.

3. Die Wartburg – mittelbarer Erfolg eines Finanzierungsmodells

Diese Kooperation eines Privatinvestors mit der öffentlichen Hand vor mehr als drei Jahrhunderten ist in natürlich anderer rechtsstruktureller Form umgesetzt worden, wirtschaftlich aber nicht ganz unähnlich den Modellen heutiger Infrastrukturfinanzierung durch Private und unter der Bezeichnung ÖPP (öffentliche-private Partnerschaft) oder unter der englischen Abkürzung »ppp« (»private public partnership«) bekannt. Dieses Konzept wurde ab Mitte der Neunziger Jahre des vergangenen und zu Beginn des laufenden Jahrhunderts sehr häufig genutzt, um öffentliche Infrastrukturen zu errichten, nicht nur in den östlichen Bundesländern (von Rathäusern und Gerichtsgebäuden über Mautstraßenabschnitte und Autobahnstrecken bis zu Leitungsnetzen). Seinen Ursprung und weite Verbreitung hat dieses Finanzierungsmodell u.a. in Australien, große Volumina für Infrastrukturmaßnahmen werden auch im Vereinigten Königreich mit diesem Modell bewältigt. In Deutschland



Peter Friedrich de Walpergen (1730-1809), Heidelberg, Stadt und Schloss von Norden, (Panorama), Zeichnung 1763. Der Ausschnitt zeigt das nach einer späteren Besitzerfamilie benannte »Barionsche Palais« neben dem Marstall und dem alten Kran, eine prominente Lage im Gewerbegebiet der Stadt. Der linke Flügel ist das heutige Wartburghaus. Kurpfälzisches Museum der Stadt Heidelberg Z 2148.

ist die erste Euphorie mittlerweile einer etwas nüchterneren Betrachtung gewichen, die herkömmliche Finanzierungen unmittelbar über den Staats- oder Kommunalhaushalt mit PPP-Modellen über eine Gesamtkostenbetrachtung vergleicht. Dennoch bleibt dieses Modell eine Finanzierungsalternative.

Das Interessante ist die Feststellung, dass es dergleichen Grundstrukturen aber auch schon im früheren 18. Jahrhundert in Heidelberg (und auch anderswo) nach Kriegswirren gegeben hat. Wir verdanken diesem Investitionsmodell offenbar, dass das gegen 250 Jahre später von der AThG Wartburg e.V. im Jahr 1968 gekaufte Haus errichtet wurde. Jedenfalls dürfte der Brückenzoll, wenn die stadhistorische Forschung (Goetze, 2015, Stiftungsfestwissenschaft Wartburg) den Kern trifft, die entscheidende Kapitalbasis für den Bau des Ensembles am Krahnenplatz gebildet haben.

III. Weitere Beispiele für Privatisierungsmodelle der Kurpfalz im 18. Jahrhundert zur Wirtschaftsförderung im 18. Jahrhundert

Versucht man, das Wartburghaus und die Umstände seiner Errichtung sozusagen aleatorisch und punktuell im Kontext mit anderen volkswirtschaftlichen Phänomenen der Kurpfalz im 18. Jahrhundert zu betrachten, so darf man auf zwei Modelle des kurfürstlichen Landesherrn hinweisen. Diese wiederum belegen die altbekannte These, dass Not erforderlich macht, auch Nöte einer Hofwirtschaft eines kurfürstlichen Hofes und einer ganzen Volkswirtschaft eines kleinen und armen Territoriums, das finanziell ruiniert war.

1. Der Fall der »Pfälzischen Tabakmanufaktur« (Kurpfalz, 1736) und weitere Versuche zur Sanierung des Staatshaushalts

Der Anbau und die Verarbeitung von Tabak hatte sich in verschiedenen Gebieten des Heiligen Römischen Reiches nach dem Dreißigjährigen Krieg als außerordentlich lukrativ erwiesen, um der am Boden liegenden Landwirtschaft und den klammen Staatsfinanzen auf die Füße zu helfen. Das galt gerade und insbesondere auch für die Kurpfalz. Der Kurfürst Karl Philipp (reg. 1716-1742), vor Antritt seiner Kurwürde u.a. ab 1705 bis 1717 kaiserlicher Statthalter in Innsbruck, dem Regierungssitz der Grafschaft Tirol, kam auf den Gedanken, die bestehende pfälzische Tabakmanufaktur, Einkauf, Herstellung und Verkauf von Tabak, durch einen Konzessionsnehmer ertragreich betreiben zu lassen. Von

Innsbruck brachte er übrigens die Hofkapelle mit, die später als »Mannheimer Schule« die Musik der Frühklassik prägte; ob hier nur ein Kostenfaktor entstand oder ökonomische Vorteile ebenso generiert wurden, mag offen bleiben.

»Motiviert« wurde er durch die Notwendigkeit, die Einnahmebasis der Kurpfalz massiv zu verbreitern, da allein der Hof 50% des Staatshaushalts beanspruchte. Er hatte zu diesem Zweck die von seinem Vorgänger Johann Wilhelm (aus der Düsseldorfer Nebenlinie, dort als Jan Wellem heute noch präsent) aufgehobene »Schatzung«, eine Art Vermögensteuer, wieder eingeführt (s. »Churfürstliche Pfälzische Schatzungsrenovation«, 31. Dezember 1719) und den von Johann Wilhelm neu anstelle der Schatzung eingeführten »Lizent«, aufrecht erhalten, eine Art Umsatzsteuer auf »den Verbrauch von Getränken, Getreide, Mehl, Schlachtvieh, Fleisch, Kaufmannswaren« (Waßmuth, 2005, S. 35 und Fn. 10). Erforderlich war zur möglichst hohen Einnahmenerzielung eine breite Besteuerungsbasis – verbunden mit kräftigem Bevölkerungswachstum (Waßmuth, 2005, S. 36) und – modern gesprochen – einer deutlichen Steigerung des Bruttosozialprodukts.

Die Bevölkerungszahlen konnten sich offenbar vergleichsweise schnell stabilisieren, 1725 waren die Bevölkerungsverluste als Folge der Kriegswirren des 17. Jahrhunderts wieder ausgeglichen (Waßmuth, 2005, S. 35), ungeachtet der Auswanderungswellen aus der Kurpfalz bzw. Pfalz im 18. Jahrhundert in aller Herren Länder (Bezirksverband Pfalz, 2017).

Tabak war damals eines der bedeutendsten Produkte der Kurpfalz; er wird heute noch in der Region angebaut, in freilich sehr rückläufig gewordenem Umfang (bis 2010 gab es sogar noch Agrarsubventionen der Europäischen Union aus Brüssel).

Der im 18. Jahrhundert vom Kurfürsten mit dem oben umrissenen Privileg ausgestattete Konzessionär, der sich Don Bartolomeo Pancorbo de Ayala y Guerra nannte, ruinierte die Manufaktur in seiner Ägide ab 1736 umgehend, so dass der Kurfürst sie zu Lasten des Staatshaushalts und neuer Kreditaufnahmen im Jahr 1738 retten musste, eine fehlgeschlagene Partnerschaft mit dem Landesherrn bzw. dem Kurfürstentum mit verheerenden Folgen für den ohnehin defizitären katastrophalen Staatshaushalt in einem praktisch zahlungsunfähigen Land mit übersteigerten Ausgaben des Hofes. Die Kurpfalz war genau genommen insolvent. Sie konnte nur durch erhebliche externe Subventionen (Kaiser in Wien; Frankreich) und – wie die Tabakmanufaktur – durch großzügige

und angesichts der Labilität der kurpfälzischen Staatsfinanzen sicher auch deutlich riskante Kredite der am Hof in Mannheim mit dem Kurfürsten kooperierenden jüdischen Gemeindemitglieder wirtschaftlich überleben (Waßmuth, 2005, S. 35 f., 102 f.). Der Ausflug mit der Tabakmanufaktur in die Privatisierung war hier – wie gelegentlich auch heute – desaströs. Auch eine von Karl Philipp danach in Angriff genommene Staatslotterie war erfolglos. Erst die später von Carl Theodor unter seiner limitierten Garantie (bis zu 300.000 Gulden) mit einem Minister der Pfalz und einem französischen Direktor der Lottogesellschaft gestartete Lotterie war erfolgreich, deren Erträge indes nur die kurfürstliche Privatschatulle füllten und zur Schuldentragung des Staatshaushalts nichts beizutragen vermochten (Waßmuth, S. 36 f.).

2. Der Fall der »Pfälzischen Seidenproduktion« (Kurpfalz, 18. Jahrhundert)

Die wirtschaftlich angeschlagene Kurpfalz bedurfte nach den Kriegen des 17. Jahrhunderts wie erwähnt dringend weiterer hochwertiger und damit hochpreisiger Produkte, um versuchen zu können, die wirtschaftliche Lage zu verbessern. Dafür kam u.a. die Herstellung von Seide in Frage, die mit der Zucht von Seidenraupen und dem vorher notwendigen Anbau von Maulbeerbäumen verbunden war (siehe zu der Sachdarstellung unter »Kurfürst Carl Theodor – Wirtschaftsförderung« sowie Saalwächter, »Maulbeerbäume zur Seidenraupenzucht«).

Kurfürst Karl Philipp war Anfang bis Mitte des 18. Jahrhunderts einigermaßen erfolglos damit, eine Seidenindustrie zu installieren. Sein Nachfolger Carl Theodor (1742-1799, später in München) versuchte sich ebenfalls darin und strebte an, über eine konzessionierte Seidenbaugesellschaft 12.000 Maulbeerbäume kurzfristig anbauen zu lassen und die Bevölkerung in der Zucht der Raupen zu schulen. Die konzessionierte Gesellschaft verlor ihre Rechte, als sie erfolglos war und eine Privatperson, ein Hofkammerrat Rigal, der eine Seidenstrumpffabrik bzw. eine Seidenweberei betrieb, erhielt 1755 die Konzession. Diese ging 1771 an eine Gesellschaft über, die unter der Ägide des Kurfürsten selbst stand und die später (1774) eine 30-jährige Konzession für eine »Maulbeerbaum-Plantage und Seidenzucht« erhielt. Der Privathandel auf diesem Segment war untersagt, die Zuwanderung von erfahrenen »Seidenbauern« aus fremden Anbaugebieten wurde durch Steuerbefreiungen gefördert, also eine gezielte Förderung der Arbeitsmigration von Fachkräften. Das Ziel waren 200.000 Neu anpflanzungen von Maulbeerbäumen in der Konzessionsperiode, 1774 gab es ca. 75.000 Bäume. Die

Projekte schlügen wohl aus klimatologischen Gründen ebenso wie aufgrund der am Ende des 18. Jahrhunderts wieder aufflammenden Kriegswirren dann doch fehl.

IV. In jenen historischen und wirtschaftlichen Kontext einer wirtschaftlich schwierigen Zeit nach Jahrzehnten von Kriegen und zerrütteten Staatsfinanzen ist das heutige »Wartburghaus« eingebettet und hat diese und weitere Jahrzehnte erlebt und überlebt.

Literatur:

1. Werner Fricke, Der Bericht von E. F. Deurer über das Eishochwasser von 1784, in: Prückner/Verein Alt-Heidelberg (Hrsg.), Die alte Brücke in Heidelberg - 1788-1988, Heidelberg, 1988, S. 41 ff.
2. Jochen Goetze, Die Brücke im Rahmen der Heidelberger Stadtentwicklung, in: Prückner, a.a.O., S. 17 ff.
3. Ludwig Merz, Die Ahnen der Alten Brücke, in: Prückner, a.a.O., S. 25 ff.
4. Stefan Smid, Der spanische Erbfolgekrieg, Köln, 2011
5. Britta Waßmuth, Im Spannungsfeld zwischen Hof, Stadt und Judengemeinde, in: Sonderveröffentlichung des Stadtarchivs Mannheim, Institut für Stadtgeschichte Nr. 32, Ludwigshafen, 2005, zugl. Diss. TU Darmstadt, 2003/2004
6. Markus Weis, Die Alte Brücke als Baudenkmal, in: Prückner, a.a.O., S. 62 ff.

Weitere Quellen:

1. Vortrag von Dr. Jochen Goetze, Heidelberg, zu dem Thema: »Ein Palais am Neckar«, Festwissenschaft zum 152. Stiftungsfest der AThV Wartburg am 20. Juni 2015
2. Churfürstliche Pfälzische Schatzungsrenovation, 31. Dezember 1719, Bayerische Staatsbibliothek, München
3. Bezirksverband Pfalz (www.pfalzgeschichte.de), Auswanderung, fürstliche Pracht und Ausklang des ancien régime: Die Pfalz vom frühen 18. Jahrhundert bis 1789 (Stand: 20.01.2017)
4. »Kurfürst Carl Theodor – Wirtschaftsförderung« <http://www.uni-heidelberg.de/fakultaeten/philosophie/zegk/vlgk/personen/carltheowirtVL.html> (Abruf: 30.11.2018)
5. Saalwächter, »Maulbeerbäume zur Seidenraupenzucht«, [<http://www.ingelheimer-geschichte.de>], mit Verlinkung (Abruf: 30.11.2018)



Das spätere Wartburghaus im Jahr 1910, damals noch als Druckerei genutzt. Der Krahnenplatz hatte noch einen parkähnlichen Charakter (oben). Der Anbau rechts neben dem Haus (unteres Bild) hat durch die Überdachung den Charakter einer Veranda.

Bilder: Stadtarchiv Heidelberg.

Der weitsichtige Wagemut zum Start des Studentenwohnheims

Pfarrer i.R. Hans-Dieter Köser

50 Jahre Studentenwohnheim Wartburghaus! Ein stolzes Jubiläum, wenn man an die Entwicklungen von 1968 bis heute denkt. Viele Erinnerungen werden wach. Wie war das damals?

Sommersemester 1964. Gerade bin ich der Akademisch-Theologischen Verbindung Wartburg beigetreten, da stand der Umzug vom »Essighaus« in der Plöck in die »Alte Krone« in Neuenheim bevor. Von Nebenzimmer zu Nebenzimmer. Der neue Wirt, Herr König, war entgegenkommend und uns wohlgesonnen, das Nebenzimmer war für unsere Veranstaltungen besser geeignet als vorher im Essighaus. Trotzdem, wir hatten kein Heim, wo wir uns zu Hause fühlen können wie andere Verbindungen. Ein Heim, wo wir unser eigener Herr sind.

Die Alten Herren erzählten vom Haus in Handschuhsheim, wo sie aktiv waren, – zwar mit glänzenden Augen, aber auch sehr verhalten. Da wussten die wenigsten der jüngeren Aktiven von dem Prozess, der wegen der unklaren Besitzverhältnisse nach dem Dritten Reich geführt wurde. Im Urteil wurden der Wartburg wenigstens noch 60.000 DM als Entschädigung zugesprochen. Was sollten wir damit machen? Die verschiedensten Möglichkeiten wurden diskutiert. Eine Etage kaufen wurde von vielen favorisiert. Aber wo die richtigen Räumlichkeiten finden, nahe bei der Universität, groß genug und für einen Verbindungsbetrieb geeignet? Und bezahlbar musste das Heim auch sein.

Doch die Überlegungen der Aktivitas und einiger Alter Herren wurden überholt von dem Elan des neuen Altherrenvorsitzenden Erich Kühn. Tatsächlich wollte er mit dem wenigen Geld ein ganzes Haus finanzieren. Seine außerordentlichen organisatorischen Fähigkeiten hatte AH Kühn schon bei den vielfältigen Bauten der Neckarauer Liebeswerke in Mannheim (Altenheim, Kindergarten, Missionszentrale der Ostasienmission und vor allem das Bachgymnasium) unter Beweis gestellt. Sein Plan: ein Studentenwohnheim, gefördert mit öffentlichen Geldern und unseren 60.000 DM als Grundkapital. Und natürlich sollte die AThV Wartburg dort *auch* einen Platz finden.

Dieses »auch« löste heftige Diskussionen bei den Alten Herren und vor allem in der Aktivitas aus. AH Kühn wurde nicht müde, immer wie-

der zu fragen: »Was wollt ihr denn mit dem geringen Eigenkapital erreichen? Man muss in großen Dimensionen denken und das Beste daraus machen, um der Wartburg die Zukunft zu sichern. Außerdem steht es uns als theologischer Verbindung gut an, gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen.«

Aber zuerst einmal musste ein passendes Haus gefunden werden, um überhaupt die Vision von AH Kühn auf ihre Durchführbarkeit prüfen zu können. Eine Kommission – ich durfte als Vertreter der Aktivitas dabei sein – hat verschiedene zum Verkauf anstehende Häuser in der Innenstadt unter die Lupe genommen, darunter zwei Häuser in der hinteren Hauptstraße und in der Unteren Neckarstraße, die uns geeignet erschienen. Nach eingehender Prüfung durch den Bundesbruder und Architekten Gerhard Kühn und intensiver Diskussion in der Altherrenschaft sowie in der Aktivitas haben wir das alte Barockpalais neben der Mensa favorisiert. Uns Aktive hat natürlich der große Gewölbekeller fasziniert und in der Phantasie sahen wir uns schon dort unsere Kneipen schlagen. Unter dem Konzept von AH Kühn konnten wir uns als Aktivitas bei den geringen Informationen nicht richtig vorstellen, was das werden sollte.

Aber konnte die Wartburg ein so großes Projekt überhaupt stemmen? Schnell wurde klar, dass es mindestens ein Haus dieser Größe sein musste, wenn es sich überhaupt als Studentenwohnheim einmal selbst tragen sollte. Es war schier unglaublich, mit welchem Geschick und mit welcher Zähigkeit AH Kühn mit Unterstützung vieler Alter Herren die Finanzierung sicherstellte. Und es erschien fast wie ein Wunder, dass die Landeskreditanstalt das Projekt unterstützen wollte und ein großes Darlehen in Aussicht stellte. Dazu kamen Darlehen der Landeskirche und anderer Institutionen. Auch die Alten Herren haben immerhin 50.000 DM zugesagt, so dass unser Eigenkapital dann stolze 110.000 DM betrug und das Haus gekauft werden konnte.

In den darauf folgenden zwei Semestern habe ich in Marburg studiert, so dass ich die weitere Entwicklung nicht mehr hautnah verfolgen konnte. Als ich nach Heidelberg zurückkehrte, hatte der Umbau des Hauses schon begonnen. Das Konzept von AH Kühn hatte deutliche Formen angenommen. Aus rechtlichen Gründen wurde eine unabhängige gemeinnützige Trägergesellschaft für das werdende Studentenwohnheim gegründet, der die Alten Herren geschlossen angehörten: die »Akademisch-Theologische Gesellschaft Wartburg«. Leider sind einige Bundesbrüder, die das nicht wollten und die Ideen des Altherrenvor-

standes nicht unterstützten, daraufhin ausgetreten. Schade!

Gebaut wurde nun ein Wohnheim für vorwiegend evangelische Studenten, dazu mindestens drei ausländische Studenten. Die Leitung des Hauses sollte ein sogenannter Tutor haben, dem nicht nur die alltägliche Verwaltung des Wohnheims oblag, sondern der nach Vorstellung von AH Kühn vor allem auch geistlicher Leiter sein sollte. Dazu gehörte, dass der Tutor dreimal in der Woche zu Andachten einladen sollte. Dafür konnte der Tutor mietfrei die Wohnung im 2. Obergeschoss mit dem Erkerzimmer bewohnen.

Als Vertreter der Wohnheimbewohner fungierte ein Haussenior, der die Anliegen der Studenten aufnehmen und mit dem Tutor lösen sollte. Die AThV Wartburg erhielt die Möglichkeit, ihre Veranstaltungen im Haus durchzuführen und unter den Bewohnern neue Mitglieder zu gewinnen. Der Haussenior sollte auf jeden Fall ein Wartburger sein.

Die meisten Mitglieder der Aktivitas und der Altherrenschaft haben diese Konzeption, die die Gemeinnützigkeit gewährleisteten sollte, no-lens volens akzeptiert. Was hätten wir auch sonst mit dem geringen Eigenkapital erreichen können? Wir haben den Betrieb des Studentenwohnheims als Aufgabe und Chance begriffen, um die Zukunft der Wartburg zu sichern.

Wir Aktiven waren oft während des Umbaus im Haus und haben den Baufortschritt begutachtet. So ist uns schon in der Bauphase das Haus ans Herz gewachsen. Dann sind wir im Sommersemester 1968 voller Erwartungen ins neue Studentenwohnheim, in unser Haus, gezogen. Ich war einer der ersten Bewohner und der erste gewählte Haussenior. Wir Aktiven waren uns sicher, wir werden die Atmosphäre im Haus bestimmen. Dazu gehörten sicher nicht die erzwungenen Andachten, und meines Wissens hat auch keine einzige stattgefunden. Mit Herrn Rumpel, dem ersten Tutor, sind wir dann doch ganz gut zurechtgekommen. Er hat uns als Wartburgern freie Hand gelassen und wir konnten unseren Verbindungsbetrieb trotz der noch beschränkten Räumlichkeiten durchziehen.

Alles war noch neu und ungewohnt, die Pfade noch nicht vorgezeichnet. Doch wir waren zuversichtlich, dass wir als Wartburger unseren angestammten Platz im Haus finden werden. Und das mit Unterstützung der Alten Herren und auch von AH Kühn, der bei der ganzen Konstruktion vor allem die Zukunft der Wartburg im Blick hatte. Natürlich wachte er am Anfang mit Argusaugen darüber, dass die Notwendigkeiten der Gemeinnützigkeit eingehalten wurden. Aber wir hatten

von Anfang an das Glück, dass die Universitätsverwaltung, die im Kuratorium mitbestimmte, uns weitgehend machen ließ, was wir wollten. Dazu führte vielleicht auch, dass in der Hausbibliothek ein paar Semester lang theologische Tutorien zu Vorlesungen von unserem späteren Ehrenmitglied Prof. Dr. Friedrich Heyer stattfanden. Die Universität konnte ihm sonst keinen Raum anbieten. Manche Bundesbrüder sahen darin vielleicht schon eine uns adäquate Aufgabe für das Haus.

Eigentlich standen jetzt die Vorzeichen für die Zukunft der Wartburg durch den Wagemut der Altherren-Schaft gut. Doch bald erreichten die Unruhen in der Gesellschaft und in der Studentenschaft auch uns. Der Muff von tausend Jahren unter den Tälaren musste gelüftet werden. Plötzlich war allenthalben Unruhe. Wenn ich morgens aus dem Fenster meines Zimmers schaute, zogen endlose Kolonnen von Einsatzwagen und Wasserwerfern der Polizei auf der Bundesstraße am Neckar vorbei. Eine Zeit begann, die uns persönlich und auch die Wartburg veränderte.



Das alte Wartburghaus in Heidelberg-Handschuhsheim um das Jahr 1924.
Bild: Archiv Akad.-Theol. Gesellschaft.



Das Wartburghaus in der Unteren Neckarstraße / Ecke Krahnenplatz im Jahr 1968.
Bilder: Landesdenkmalamt Karlsruhe.

1968: Studentenbewegung - Jugendrevolte - globaler Protest

Bernd Wetzka

Fast zwei Generationen liegen die Ereignisse des Jahres 1968 nun zurück und dennoch sind sie bis heute scheinbar wirkmächtig. So äußerte Jörg Meuthen im Frühjahr 2016: »Wir wollen weg vom moralisch verrotteten links-rot-grün-versifften 68er Deutschland!« und erntete stehende Ovationen bei der AfD. Alexander Dobrindt schrieb am 4. Januar 2018 in der Welt »Wir brauchen eine bürgerlich-konservative Wende« und begründete dies damit, dass »in vielen Debatten eine linke Meinungsvorherrschaft eine dieses Schauspiel ertragende bürgerliche Mehrheit [dominiere]. Der Ursprung dafür liegt vor genau 50 Jahren, im Jahr 1968. Damals haben linke Aktivisten und Denker den Marsch durch die Institutionen ausgerufen und sich schon bald Schlüsselpositionen gesichert in Kunst, Kultur, Medien und Politik. Sie wurden zu Meinungsverkündern, selbst ernannten Volkserziehern und lautstarken Sprachrohren einer linken Minderheit.«

»1968 - Jugendrevolte und globaler Protest« nannte Norbert Frei seine 2008 erschienene Studie. Ich will mich hier auf ein paar Bemerkungen zu den Ereignissen in Deutschland und in Heidelberg beschränken. Im Wintersemester 1982/83 habe ich an diesem Ort schon einmal über 1968 gesprochen. Diesem Vortrag lag meinem Aufsatz »Die Studentenbewegung - ein Rückblick« im Band »125 Jahre Prinzip Wissenschaft«, der 1988 von Dr. Klaus-Peter Kriegsmann herausgegeben wurde, zugrunde. Auf dieser Basis will ich nun eine kurze, neue Darstellung zu geben versuchen. Es sind hoffentlich nicht die Erinnerungen eines APO-Großväterchens (vgl. Franz Josef Degenhardt, »Daß das bloß solche Geschichten bleiben«, immer noch interessant anzuhören), der ich nicht bin. 1968 habe ich in Heidelberg Geschichte, Politische Wissenschaft und Geographie studiert und als Student und Bewohner des Wartburghauses manches miterlebt, manches eher von außen beobachtet. Heute sei ein kurzer Rückblick aus der Perspektive als Zeitzeuge und Historiker versucht.

1968 war das Jahr, in dem der Vietnamkrieg schon Jahre dauerte. In Bonn regierte die Große Koalition von CDU und SPD unter Kiesinger und Brandt. In den USA gab es die Bürgerrechtsbewegung und Viet-

namkriegsproteste. Martin Luther King und Robert Kennedy wurden ermordet. In Prag wurde durch den Einmarsch von Truppen des Warschauer Pakts der Prager Frühling und damit die Hoffnung auf einen realen Sozialismus mit menschlichem Antlitz beendet. Im Pariser Mai brachten Proteste die Regierung Charles de Gaulles ins Wanken.

Die Gefühle und Gedanken der damaligen Generation kann man sich zum Teil klarmachen, wenn man das Chanson von Franz Josef Degenhardt, »Fast autobiographischer Lebenslauf eines westdeutschen Linken« auf Vinyl, CD oder YouTube anhört. Er erwähnt das Leben im Deutschland der Naziväter, die Spiegel-Affäre, die Notstandsgesetze und zieht dann den Schluss, man »muß schon mal rauskommen, was tun für das Siegen. Und da gibt es auch viel, und da fällt schon was ein. Das muß ja nicht gleich ein Warenhaus sein.« Hier spielt er auf die Anfänge der RAF und den Frankfurter Kaufhausbrand an. An der Universität herrschte nach Meinung vieler »unter den Talaren – Muff von 1000 Jahren.« Ein berühmt gewordenes Foto zeigt den Protest.

Für große Teile der Bevölkerung und die Regenbogenpresse waren der Schah von Persien, Mohammad Reza Pahlavi, seine erste Ehefrau Soraya und seine zweite Frau Farah Diba wichtigere Themen. Liberale und Linke lasen dagegen das Buch von Bahman Nirumand »Persien, Modell eines Entwicklungslandes oder Die Diktatur der Freien Welt«. Nirumand begrüßte 1979 die Islamische Revolution, heute lebt er wieder in Deutschland im Exil. Beim Staatsbesuch des Schah im Juni 1967 kam es zu Demonstrationen. Hierbei schoss der waffenvernarrte West-Berliner Polizist Karl-Heinz Kurras am 2. Juni 1967 den Studenten Benno Ohnesorg mit seiner Pistole aus kurzer Distanz in den Hinterkopf. Ein Foto, das zeigt, wie eine Studentin den Sterbenden hält, wurde zur Ikone. Es zeigt den Tatort, den sterbenden Benno Ohnesorg und die Studentin, die seinen Kopf stützt. Kurras wird in zwei Pro-



Bild: Polizeihistorische Sammlung Berlin.
Wir danken für die freundliche Abdruckgenehmigung.

zessen unter fragwürdigsten Umständen freigesprochen und später auch noch befördert. Jahre danach stellt sich heraus, dass Kurras, möglicherweise um seine Waffensucht zu finanzieren, Informant der Staatssicherheit der DDR war (siehe: Uwe Soukup, 2. Juni 1967, Berlin 2017).

Die Ereignisse um den Tod Benno Ohnesorgs waren die Geburtsstunde der APO, der Außerparlamentarischen Opposition. Über die Wirkung auf einen damaligen Theologiestudenten in Heidelberg findet sich ein Bericht bei Tobias Mündemann: »Die 68er ... und was aus ihnen geworden ist« (München 1988).

Die Studentenbewegung wurde in Teilen der Jugend zur Massenbewegung. In ihr wurde Rudi Dutschke zu einer führenden Figur. Der Marxismus und die Frankfurter Schule gewannen an Bedeutung. Am 11. April 1968 verübte Josef Bachmann, ein junger Neonazi, ein Attentat auf Rudi Dutschke (vgl. die neue Biographie von Ulrich Chaussy, Rudi Dutschke – Die Biographie).

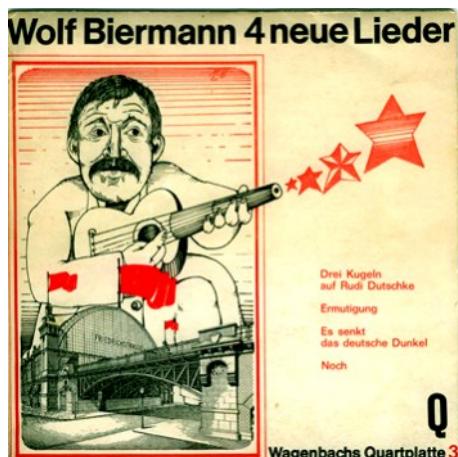


Bild: Archiv Bernd Wetzka.

Wolf Biermann machte in seinem Lied »Drei Kugeln auf Rudi Dutschke«, das ebenfalls das Anhören lohnt, drei Schützen aus. Zuerst benennt er die BILD-Zeitung, die am 7. Februar 1968 auf ihrer Titelseite gehetzt hatte: »Stoppt den Terror der Jung-Roten jetzt!« Neben dem Text war ein Foto von Rudi Dutschke zu sehen.

Der Regierende Bürgermeister von Berlin, Klaus Schütz, hatte auf einem Landesparteitag der SPD gesagt: »Ihr müsst diese Typen sehen.

Ihr müsst ihnen genau ins Gesicht sehen. Dann wißt ihr, denen geht es nur darum, unsere freiheitliche Grundordnung zu zerstören.« Für Biermann war er der zweite Schütze. Als dritten führt er den Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger an, der – heute würde man sagen: noblerweise – einen Beileidsbrief an Gretchen Dutschke geschickt hatte. Legt man die Schallplatte »PG 2 633 930 Kurt Georg Kiesinger – Rechtfertigungen eines Schönengeistes der Barbarei« auf und spielt sie ab, so hört man nichts. Die Platte bezieht sich auf Kiesingers Stellung im Dritten Reich als hoher Beamter des Auswärtigen Amtes. PG heißt Parteigenosse, 2 633 930 war Kiesingers Mitgliedsnummer in der NSDAP.

Im Sommer 1968 musste Kiesinger als Zeuge in einem Prozess zu seiner damaligen Rolle aussagen. Die Frankfurter Rundschau berichtete darüber am 7. Juli 1968: »Er sei am 1. Mai 1933 der NSDAP beigetreten. ›Nicht aus Überzeugung, auch nicht aus Opportunismus‹, sagte Kiesinger. Auf die wirklichen Gründe werde er im Verlauf der Vernehmung noch zu sprechen kommen. Der Kanzler nahm später dazu jedoch nicht Stellung. [...] Die knapp dreistündige Zeugenvernehmung [...] hat keine Klarheit darüber erbracht, wann der Kanzler als stellvertretender Abteilungsleiter im Auswärtigen Amt während des Krieges von Judenvernichtungen erfuhr. ›Er habe – etwa seit 1944 – das Gefühl gehabt, daß mit den Juden nach der Deportation Schlimmes geschah. [...] Er sei] sich jedoch gegen Ende des Krieges ›darüber klar‹ geworden, daß es Judenvernichtungen gab.«

Zu den so kaum glaubhaften Aussagen Kiesingers ein kurzes Zitat aus der Studie »Das Amt und die Vergangenheit«: »Von Anfang an war das Auswärtige Amt über die deutschen Verbrechen [...] umfassend informiert.« (S. 15; zu Kiesinger a.a.O. S. 667ff.) Die wissenschaftliche Studie von Eckart Conze u. a. hatte Joschka Fischer als Außenminister in Auftrag gegeben. Der Zeithistoriker U. Herbert schreibt: »Trotz aller Ab- und Umwege blieb der Bezug zu den Verbrechen der NS-Geschichte der Ausgangspunkt der westdeutschen Protestbewegung – und wohl auch die wichtigste Ursache ihrer überschießenden Radikalisierung« (Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert, 2014, S. 855).

Nach dem Attentat auf Rudi Dutschke kam es zu schwersten Unruhen in vielen deutschen Großstädten. Die Auslieferungsstellen des Springerverlages wurden blockiert. In München gab es zwei Todesopfer. Der Spiegel titelte: »Studenten auf den Barrikaden«.



Bild: Archiv Bernd Wetzka.

Ein paar Bemerkungen zu Heidelberg und dem Wartburghaus:

Über die Ereignisse dieser Zeit berichtet Dietrich Hildebrandt, SDS-Mitglied und AStA-Vorsitzender in seinem Buch »... und die Studenten freuen sich!« Interessant sind auch die einschlägigen Kapitel in »Auch eine Geschichte der Universität Heidelberg«, erschienen 1985 in Mannheim.

Die Ereignisse waren natürlich auch an uns nicht vorüber gegangen und hatten zu einer starken Politisierung geführt. Führende Mitglieder des SDS wie Dieter Wesemann und Martin Kronauer wohnten im Wartburghaus. Es gab viele Gespräche und Debatten. In Ergänzung zu meinem erwähnten Aufsatz will ich auf einige Personen, die mit dem Haus verbunden waren, eingehen. Vom Tutor Ulrich Soya gingen wenig Impulse aus. Oft im Haus war Axel Azzola, der Gerhard Peters als Vorsitzenden des DWV abgelöst hatte, nachdem dessen Rolle als einer der Lieferanten von Zyklon B bekannt geworden war. Auch Gerhard Peters war hier gewesen (zu ihm vgl. den Artikel in Wikipedia und die Berichterstattung in »Der Spiegel«). Mit Axel Azzola hatten wir viele interessante Diskussionen u. a. auch zu seiner Rolle als Wahlverteidiger von Ulrike Meinhof. Ein damaliger Hausbewohner und ehemaliges Mitglied der Wartburg wurde, meiner Erinnerung nach, wegen einer Tat im Sympathisantenumkreis der RAF zu einer Haftstrafe verurteilt.

Auf ein Ereignis möchte ich noch kurz eingehen. Am 19. Juni 1970 sollte auf Einladung von Erhard Eppler, SPD, dem Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit, eine Konferenz in Heidelberg stattfinden. An ihr sollte auch Robert McNamara, der damalige Präsident der Weltbank teilnehmen. Er war während des beginnenden Vietnamkrieges Verteidigungsminister der USA gewesen. Die Demonstration galt seiner Anwesenheit, aber auch dem Bau des Cabo-Bassa-Staudamms als Ausdruck kolonialistischer portugiesischer Politik in Moçambique. Diese Demonstration endete mit schweren Auseinandersetzungen mit der Polizei.

Unter den Verhafteten war Dieter Wesemann das einzige Mitglied des SDS (zur Begründung des Haftbefehls s. Kritische Justiz 3/1970 S.350 f.). Mir und anderen Bewohnern des Wartburghauses war er als friedfertig und ruhig bekannt. Er sollte ein Moniereisen auf einen Polizisten geschleudert haben. Es wurde Anklage wegen versuchten Totschlags erhoben und er kam in Untersuchungshaft. Auf einem Transparent, das am Hause angebracht war, forderten wir seine Freilassung. Dieses Transparent riss ein Alter Herr ab.

Es kam später nie zu einem Verfahren gegen Wesemann. Nachdem der SDS sich am 21. Juni als bundesweite Organisation aufgelöst hatte, wurde am 24. Juni der SDS Heidelberg von der Landesregierung (CDU-SPD) verboten (s. hierzu Kritische Justiz 3/1970 S. 345-359), der AStA von der Polizei durchsucht. Als Protest fand die bis dahin größte Demonstration in Heidelberg mit ungefähr 10.000 Teilnehmern statt. Unter den Teilnehmern waren meiner Erinnerung nach auch alle aktiven Bundesbrüder.

Ein paar abschließende Bemerkungen: Die Revolutionshoffnungen vieler zeigten eine bemerkenswerte Verkennung der Wirklichkeit. Die Verwendung des Wortes Faschismus war inflationär und relativierte in unvertretbarer Weise die Verbrechen des Dritten Reichs. Dennoch kann man mit Jürgen Habermas von einer Fundamentalliberalisierung der deutschen Gesellschaft reden, die zum Erbe der 68-er geworden ist.



Die Heidelberger Altstadt im Jahr 1947 vom Philosophenweg aus gesehen.
Bild: Stadtarchiv Heidelberg.

Interdisziplinarität und Internationalität mit der Muttermilch – die Wissenschaftsabende auf dem Wartburghaus

Professor Dr. iur. Peter Windel

I.

Je mehr die Wissenschaft voranschreitet, desto mehr verliert sie sich in Details. Je mehr die Welt zusammenwächst, desto schwerer wird es, nationale Eigenständigkeit zu bewahren. Unsere Universitäten reagieren auf das eine mit dem Programm der *Interdisziplinarität*, auf das andere mit dem der *Internationalität*. Die Politik, die die Wissenschaft finanziert, hat diese Schlagworte wohlfeil aufgenommen. Ob sie genau versteht, was sich dahinter verbirgt, kann ich nicht abschätzen. Ich jedenfalls sehe die Dinge in etwa so:

II.

Interdisziplinarität beschreibt die Forschung unter den verschiedenen Fachbereichen bzw. Fakultäten, genauer die Zusammenarbeit von Vertretern verschiedener Fachbereiche bzw. Fakultäten einschließlich großer Verbundforschungsprojekte. Da die Diversifizierung auch innerhalb der Fachbereiche fortgeschritten ist, spricht man von *Intradisziplinarität*, wenn das Entsprechende auf Fakultätsebene geschieht. Dabei sollen sich Inter- und Intradisziplinarität natürlich nicht auf oberflächlichen Austausch beschränken, sondern die Intensität projektbezogener Forschungsarbeit und mindestens für alle beteiligten Spezialgebiete verwertbare Ergebnisse erreichen. Der Weg dahin ist steinig. Die hermeneutische Aporie liegt darin, dass sich Methode und Gegenstand bei der Suche nach Erkenntnis wechselseitig beeinflussen. Haben verschiedene Wissenschaftszweige also unterschiedliche Methoden, haben sie auch unterschiedliche Gegenstände. Begriffe wie Gesellschaft, Recht, Staat, Eigentum, Vertrag oder Abstammung haben deshalb schon für scheinbar eng beieinander liegende Wissenschaftszweige wie Philosophie, Jurisprudenz, Soziologie, Politologie, Ökonomie und Theologie bei Licht betrachtet einen jeweils anderen Inhalt. Darin liegt auch der letzte Grund für die Alltagsbeobachtung, dass wir ganz offenbar unterschiedliche Fachsprachen sprechen.

III.

Wissenschaft ist der Idee nach grenzenlos und sie war dies auch im langen Zeitalter der fahrenden Scholaren. Irgendwann wurde sie *nationalisiert*; dies letztlich wohl wegen ihrer immensen Bedeutung für alle Teile des Lebens: Wer die besten Universitäten und Forschungsinstitute hat, wird in militärischer, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht gegenüber anderen im Vorteil sein. Die weltweiten Aktivitäten hin zur nahezu allgemeinen Akademisierung aller Lebensbereiche haben diese Entwicklung bis zur *Provinzialisierung* weiter getrieben; an unseren regionalen Ausbildungsuniversitäten sind nicht nur Studenten Heimschläfer, sondern oft stammen auch die Professoren aus der Nachbarschaft, ohne jemals woanders studiert, geforscht oder gelehrt zu haben. Typische Studienräte halt. Auch hier kommt ein Sprachproblem hinzu: Die *linguae francae* der Wissenschaften in den verschiedenen Erdkreisen – Griechisch, später Latein; Persisch; Arabisch; Sanskrit und Mandarin – sind überwiegend verloren gegangen. Ganz abgesehen davon würden sie in einer globalisierten Welt ohnehin ihre Funktion nicht mehr erfüllen können.

Internationalisierung soll dem in zweierlei Weise abhelfen, nämlich *erstens* durch Austausch und Zusammenarbeit über Staatsgrenzen hinweg in allen Bereichen von Forschung und Lehre, *zweitens* durch größtmögliche Verwendung der englischen Sprache. Ersteres wird organisiert und erscheint oft aufgesetzt; wahrscheinlich wäre es viel vernünftiger gewesen, provinzialistische Kleingeister von den Universitäten fern zu halten und an lokale Fach(hoch?)schulen zu verweisen. Diese Chance wurde aber – und zwar wohlgernekt weltweit – vertan.

Die oben zweitgenannte Fixierung auf Englisch ist ebenfalls nicht glücklich. Nicht nur, dass die vollständige Beherrschung einer fremden Sprache schwierig ist, was Muttersprachlern letztlich unverdiente Vorteile im akademischen Wettbewerb verschafft. Englisch ist darüber hinaus nicht besonders gut geeignet, komplexe Gedanken sprachlich korrekt abzubilden. Das führt nicht selten zur Vereinfachung, manchmal zur Verflachung. Vor allem drängt es zu einer bestimmten Methodenwahl, insbesondere statt zu literarisch basierten Methoden zu mathematisch basierten. Nahezu ausweglos wird es, wenn dem Sprachproblem ein Systemproblem zugrunde liegt wie in der Rechtswissenschaft: Das angloamerikanische und das kontinentaleuropäische Recht und damit ihre Rechtsterminologien sind derart unterschiedlich, dass etwa eine auf

englisch verfasste Arbeit über deutsches Recht entweder professionell aussieht, aber in der Sache falsch ist, oder ganz unbeholfen oder schlecht übersetzt erscheint.

IV.

Wir könnten an dieser Stelle mit der Feststellung aufhören, dass Interdisziplinarität und Internationalisierung nicht nur schwierig, sondern an und für sich nachgerade unmöglich sind. Andererseits sind beide wohl unverzichtbar, wenn unsere Universitäten nicht endgültig in hinterwäldlerischem Fachidiotentum versinken sollen. Und siehe da: Je weniger man darüber nachdenkt und je seltener man die Un- und Reizwörter Interdisziplinarität und Intradisziplinarität in den Mund nimmt, desto besser klappt es. Es ist nämlich für niemanden besonders schmeichelhaft, wenn er zur Zusammenarbeit nur deshalb aufgefordert wird, weil er seinem Fachgebiet und seiner Nationalität nach besonders gut in das Schema eines gerade »aufgelegten« Projekts passt, das »abgearbeitet« werden muss. Persönliche Ansprache, Kenntnis der fächer- und nationalkulturellen Einbettung und eigene fachübergreifende und internationale Erfahrungen ebnen demgegenüber auch in der Wissenschaft den Weg. Mehr noch: Gute Leute bringen aller hermeneutischer Barrieren zum Trotz etwas Brauchbares zustande, wenn sie sich nur für eine Idee wenn nicht begeistern, dann doch interessieren lassen.

V.

Es ist Zeit für ein Zwischenfazit, auch dieses im »wording« des zeitgenössischen Wissenschaftsbetriebes: *Particular skills and competences will be needed to meet with interdisciplinarian and international standards.* Die 1946 unter der Federführung von Gustav Radbruch und Karl Jaspers geschaffenen Habilitationsordnungen der Universität Heidelberg haben es eleganter ausgedrückt, indem sie die letzten akademischen Weihen »charakterlich einwandfreien wissenschaftlichen Persönlichkeiten« vorbehalten haben.

Damit bin ich endlich »auf Wartburg« angekommen. Denn ich persönlich habe meinen akademischen Weg hier beschritten, und hier konnte ich schon ab meinem ersten Semester (WS 1979/80) all das zwanglos mitnehmen, was mir heute die Zusammenarbeit über Fach- und Staatsgrenzen hinaus ermöglicht. Die Wartburg war damals längst die einzige aktive Heidelberger Verbindung, die das Wissenschaftsprinzip im Pa-nier trug. Obwohl das – theologische – Fachwissenschaftsprinzip bei uns

seit der Gründung im Jahre 1863 niemals fundamentalistisch verfolgt worden war, fand sich die Wissenschaftlichkeit von studentischen Verbindungen in der Zeit der Reaktivierung nach dem zweiten Weltkrieg doch allgemein unter ganz neuen Rahmenbedingungen als zur Gründungszeit Ende des 19. Jahrhunderts: An die Tradition, dass jede Fakultät »ihre« Verbindung hatte, konnte nämlich aus drei Gründen nicht angeknüpft werden; *zum Ersten* blieben zahlreiche Bünde vertagt; *zum Zweiten* trugen manche nicht mehr den Charakter von studentischen Korporationen, sondern den von wissenschaftlichen Vereinigungen; *zum Dritten* nahm die Zahl der Fakultäten zu, eben weil sich die Wissenschaft immer mehr ausdifferenzierte.

Das »interdisziplinäre Gespräch« war vor diesem Hintergrund wie selbstverständlich zur Ausgestaltung des Wissenschaftsprinzips der *Wartburg* geworden; Internationalität lebten wir wie noch heute ganz simpel durch eine weitsichtige Platzvergabe seitens der jeweiligen Wohnheimverwalter. Zu meiner Zeit hat Dr. *Friedrich L. Cranshaw* dort mit viel Gespür und Menschenkenntnis gewaltet.

VI.

Was ich von der *Wartburg* mitbekommen habe, war *in summa* nicht weniger wichtig als das, was mir die *Ruperto Carola* gegeben hat. Herausgekommen ist bei alledem an sich nur ein ganz simpler deutscher Jurist, wohlgemerkt weder ein Rechtsvergleicher, noch beschäftigte ich mich mit internationalem (d.h. zwischenstaatlichem) Recht. Selbst im Kollegenkreise fragt man sich deshalb häufig, was ich eigentlich mit all den exotischen KollegInnen so treibe. So würden *Wartburger* nie fragen, ist es für sie doch selbstverständlich, das interdisziplinäre Gespräch zu führen und mit Kommilitonen aus aller Herren Länder zusammenzuleben. Dass das nicht mehr oder weniger, sondern eben *etwas anderes* bedeutet als das reguläre Studium, wird jeder schnell merken, der versucht auf der Grundlage einer Seminar- oder Hausarbeit eine Wissenschaft für die *Wartburg* vorzubereiten: Die Form verändert sich vollständig, wenn man vor Fachfremden spricht und sich mit Austauschstudenten verständigen muss. Dies hat natürlich auch Auswirkungen auf den Stoff. Aber wir wollen jetzt nicht noch einmal auf das hermeneutische Karussell springen: Dort fährt ja schon *Hans-Georg Gadamer*, und zwar ganz oben im Himmel. Ich schließe deshalb eher platt: *Ergo bibamus!*

Die Festwissenschaften der Stiftungsfeste seit der Jahrtausendwende

Pfarrer Christoph Hüther

Neben den Wissenschaftsabenden gehören die Festwissenschaften, die alljährlich anlässlich des Stiftungsfestes Mitte Juni gehalten werden, zum Kernbestand wissenschaftlichen Lebens auf dem Wartburghaus. Mit ihnen wird an die Entstehung von Akademisch-Theologischer Verbindung und Akademisch-Theologischer Gesellschaft aus dem »Akademisch-Theologischen Vereins« von 1863 angeknüpft. Schon damals prägte die Wissenschaft neben der Geselligkeit das studentische Miteinander. In einer Zeit, in der an der Universität vor allem Vorlesungen gehalten wurden, sammelten sich in den akademischen und wissenschaftlichen Vereinen Studenten um ihre Professoren und vertieften, den heutigen Seminaren vergleichbar, das in den Vorlesungen Gehörte und erlernten zugleich die Grundlagen wissenschaftlicher Diskussion und Arbeit.

Zur Illustration wissenschaftlichen Arbeitens in der Wartburg sind hier beispielhaft die Festwissenschaften aufgeführt, die anlässlich der Stiftungsfeste der beiden Dekaden seit 1998 von Mitgliedern der Gesellschaft oder Gastreferenten gehalten wurden. Sie zeigen die Vielfalt und Bandbreite des wissenschaftlichen Leben auf dem Wartburghaus

13. Juni 1998: »Die Christenheit Äthiopiens« (Ehrenmitglied Prof. Dr. Friedrich Heyer, Theologische Fakultät der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg)

12. Juni 1999: »Die Rolle der Weltbank in den ›Emerging Markets‹« (Dr. O.G. Siemens, Repräsentant der Weltbank-Gruppe in Frankfurt am Main)

17. Juni 2000: »Die religionspolitische Wende der Perestrojka im Russland der Jahre 1987-1991« (Ehrenmitglied Prof. Dr. Friedrich Heyer, Theologische Fakultät der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg)

23. Juni 2001: »250 Jahre Heidelberger Großes Fass«. Vortrag und Führung (Stefan Wiltschko)

15. Juni 2002: »Der Völkermord an den Sinti und Roma«. Vortrag und Führung im Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma, Bremeneckgasse, Heidelberg

28. Juni 2003: »Richard Rothe (1799-1867) – Leben und Werk«. Akademische Feierstunde anlässlich des 140. Stiftungsfestes (Prof. Dr. Christian Möller, Direktor der Praktisch-Theologischen Seminare der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg)

19. Juni 2004: »Hermann Maas (1877-1970) – Ein Leben für die Versöhnung« (Pfarrer i.R. Werner Keller)

18. Juni 2005: »ATHV Wartburg – Vivat, crescat, floreat in aeternum?« Impulsreferate aus Aktivitas und Altherrenschaft zur Bedeutung des generationenübergreifenden Lebensbundes und der Zukunft korporativen Lebens in einer durch die Traditionen der »liberalen Theologie« geprägten Studentenverbindung angesichts der gegenwärtigen gesellschaftlichen Herausforderungen

17. Juni 2006: Archäologisch-kulturgeschichtliche Führung: »Der Heiligenberg – Eine Wanderung zu seinen Kultstätten« (Hans-Jörg Ullrich, Dossenheim)

16. Juni 2007: Archäologisch-kulturgeschichtliche Führung »Das römische Heidelberg« im Kurpfälzischen Museum

14. Juni 2008: »Aus der Arbeit des Bundesgerichtshofes« – Vortrag mit Fallbeispielen (Dr. iur. Meo-Micaela Hahne, Vorsitzende Richterin am Bundesgerichtshof)

13. Juni 2009: »Kosmischer Staub« – Vortrag mit Führung durch das Max-Planck-Institut für Kernphysik (Bundesbruder Dr. rer.nat. Uwe Beckmann)

19. Juni 2010: Führung durch das Silber- und Vitriolbergwerkes »Grube Anna-Elisabeth«, Schriesheim

18. Juni 2011: »450 Jahre Pflege Schönau«. Vortrag in der Evangelischen Kirche im Refektorium des ehemaligen Zisterzienser-Klosters Schönau (Christine Flicker, Bundesbruder Roland K. Müller)

16. Juni 2012: »Magnet-Resonanz-Hochfeldtechnologie – ungeahnte Einblicke in das menschliche Gehirn. Das 7-Tesla-MRT des Deutschen Krebsforschungszentrums Heidelberg« (Bundesbruder Prof. Dr. med. Alexander Radbruch)

15. Juni 2013: »Richard Rothe und der Akademisch-Theologische Verein – Umbrüche in Universität und badischer Landeskirche nach 1860«. Akademischer Festvortrag im Königssaal des Heidelberger Schlosses anlässlich des 150. Stiftungsfestes (Prof. Dr. Johannes Ehmann, Theologische Fakultät der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg)

14. Juni 2014: »Die Wittelsbacher und die Kurpfalz« (Prof. Dr. Frieder Hepp, Direktor des Kurpfälzischen Museums der Stadt Heidelberg)

20. Juni 2015: »Ein Palais am Neckar«. Zur Geschichte des Wartburghauses (Dr. Jochen Goetze, Historisches Seminar der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg)

18. Juni 2016: »Friedrich Ebert und seine Zeit«. Vortrag und Führung durch die Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Pfaffengasse, Heidelberg

17. Juni 2017: »Reformation und Toleranz« (Pfarrer Dr. Henrik Stössel, Theologischer Referent der Europäischen Melanchthon-Akademie Bretten)

16. Juni 2018: »50 Jahre Studentenwohnheim Wartburg«. Ehemalige Hausbewohner erinnern sich...

II. Die Renaissance des Wartburghauses

Ein halbes Jahrhundert mit der Wartburg

Dr. rer. nat. Ernst Bernhard

I. Meine Anfänge als Wartburger... 1966 und die Jahre danach, Erinnerungssplitter

Mein Leben und meine Erinnerungen mit und in der Wartburg reichen über mehr als fünfzig Jahre zurück. Ich wurde im Sommersemester 1966 aktiv und war dann vor allem ab 1968 dabei mit der Einweihung und der Inbetriebnahme des Hauses »Untere Neckarstraße 21« als Studentenwohnheim für unsere »Wartburg«.

Ich selbst wohnte damals in einem anderen Studentenwohnheim in Neuenheim, ein Umzug in das Wartburghaus kam aus mehreren Gründen letztlich nicht in Frage. Es war freilich, soweit ich mich entsinne, nicht immer einfach, sich von einer abendlichen Veranstaltung im Wartburghaus-Keller zu trennen und zu später Abend- oder eher frühen Morgenstunde in die eigene Behausung zurückzukehren.

Unterlagen aus dieser Zeit habe ich keine mehr: Ich erinnere mich aber, dass ich damals überwiegend handschriftlich verfasste Texte, z.B. meine »Rede« als Aktiven-Senior zum Einweihungs-Stiftungsfest-Kommers des »Wartburghauses« im Juni 1968 und andere (wie damals üblich) matritzenkopierte Schriftstücke (die im Übrigen weitere im betreffenden Leitz-Ordner befindliche Papiere ordentlich blau-violett gefärbt hatten) aus nostalgischen Gründen noch lange aufgehoben habe, bis sie im Zuge einer meiner Umzüge dann doch verloren gingen.

Der erwähnte 105. Stiftungsfest- und Hauseinweihungs-Kommers 1968 fand im vollbesetzten Keller statt mit einer Zahl von Teilnehmern aus der Altherrenschaft, wie sie in meiner späteren Aktivenzeit nie mehr erreicht wurde. Das war schon recht beeindruckend.

Meine Conchargierten waren zu jener Zeit Martin Schaal und Peter Kernwein oder Hartmut Kotyrbá; wer als Fuxmajor amtierte, weiß ich nicht mehr. Wir Chargierten »marschierten« damals (Juni 1968 - sic!) in der (ein bis vier Jahre vorher angeschafften) Wichts über die breite Kellertreppe nebeneinander und als Letzte in den »Fest«-keller ein. Zur Il-

lustration: Wir hatten uns in der damaligen Bibliothek (heute Teil der Gemeinschaftsküche im Erdgeschoss) eingekleidet. Die Wichs-Ausstattung: zumindest Burschenmütze, schwarzes »Kordelband«-Jackett, breite Wartburg-Farben-Schärpe und Schläger jedenfalls für den Senior. Stiefel, Gamaschen oder extra-Hosen sind mir nicht erinnerlich. Diese Kostümierung wurde von uns zwar als etwas fragwürdig bis fast lächerlich angesehen. Aber wenn diese Utensilien schon da waren, warum nicht zu diesem festlichen Anlass benutzen?

II. Ja, und das »Wartburghaus« in jenen Jahren des vergangenen Jahrhunderts ...

Weitere Erinnerungen an Details des Hauses damals betreffen die »Beleuchtungs-Lampen«: AH Gerhard Kühn, der als Architekt und verlässlicher Bauleiter den Umbau (richtiger: die komplette Einrichtung zum Studentenwohnheim) in 1967/68 verantworten durfte – oder nicht umhin kam, ihn zu verantworten – hatte vom Fuß auf den Kopf gestellte tönerne rote Blumenübertöpfe als Lampenschirme aufhängen lassen. Diese Beleuchtung haben ja wohl noch einige Wartburg-Generationen erlebt. Zum Vergleich: Das ergab damals erdfarbenes Licht vor weißer Wand, heute ist es fast genau umgekehrt. Auch diese Idee war Ausdruck der engen finanziellen Mittel.

III. Weitere Erinnerungen an die Errichtungsphase des Hauses ...

Die Errichtungs- bzw. erste Bauphase 1967/68 litt letzten Endes unter finanziell wesentlich angespannteren Verhältnissen gegenüber der späteren Umbauphase 1994/95. Vorstand war damals Pfarrer Erich Kühn aus Mannheim-Neckarau, der Initiator der bekannten Neckarauer Liebeswerke aus den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts, zu denen u.a. das bis heute unverändert fortbestehende Johann-Sebastian-Bach Gymnasium gehörte, nach Wikipedia heute das größte private Gymnasium in Deutschland in evangelischer Trägerschaft. Stv. Vorsitzender der AThG Wartburg e.V. war Pfarrer Hans-Carl Scherrer aus Freiburg.

Die »Wartburg«, hier der bereits in der Kaiserzeit gegründete Hasträgerverein, hatte in den mittleren sechziger Jahren durch Betreiben unseres Bbr. Karlheinz Gärtner (damals, soweit ich weiß, noch Jura-Student) einen Betrag von 60.000 DM (heute etwas weniger als 31.000 Euro!) zivilrechtlich zugesprochen bekommen, weil in der frühen Nazi-

Zeit (mittlere 30er Jahre) das in Handschuhsheim beheimatete »alte« Wartburghaus zur Vermeidung einer drohenden Konfiszierung durch die Nazis an den damaligen Wartburg-Vorsitzenden überschrieben worden war. Dessen Erben wollten in den 1960er Jahren dann nichts mehr davon wissen und diesen Vorgang, eine Schein-Transaktion, nicht als »Nazi-Zwangsakt« anerkennen. Mit den mühsam erstrittenen 60.000 DM hat Pfarrer Erich Kühn (Vater des Architekten Gerhard Kühn) dann den Kauf und die Umbaumaßnahmen »Untere Neckarstraße 21« vorangetrieben. Die Umbaukosten für das Haus in 1966/67 waren damals auf zunächst 660.000 DM (ca. 337.000 Euro) angesetzt; sie wurden nach meiner Erinnerung auch nicht wesentlich überschritten; das wäre mangels Kapitaldecke auch nicht möglich gewesen, zumal die Mitgliederbeiträge der Alten Herren und Vereinsmitglieder der AThG Wartburg e.V. damals pro Person noch deutlich niedriger waren als heute, selbst, wenn man die Geldentwicklung seit damals betrachtet. Wir hatten das Glück, unsere Finanzierungsbasis im Hinblick auf das »Wartburghaus« mit zum Teil unverzinslichen, zum Teil niedrig verzinslichen Schuldscheindarlehen von Alten Herren noch etwas zu verbreitern. Man muss sich einmal die unglaublich geringe Eigenkapitalbasis vorstellen und den Mut und die Vision, die dazu gehört hat, ein solches Vorhaben in Gang zu setzen, auch wenn man natürlich die damaligen Werte und Immobilienkosten nicht mit den heutigen Ansätzen vergleichen kann.

Nebenbei: Erich Kühn hatte meinen Vater (Cousin seiner Frau Gertrud Kühn, geb. Bernhard) vor dem damaligen Umbau bei einem Familientreffen auf die Finanzierbarkeit unter diesen Bedingungen (60.000 DM vs. 660.000 DM, also nur 9% Eigenkapital und das bei möglichen Kostensteigerungsrisiken) angesprochen: Mein Vater als Kaufmann und versierter Betriebsrevisor hat sich dazu recht skeptisch geäußert. Ich, als damaliger Verbindungs-Senior, sah das unkritischer: Mein »Quasi«-Halb Onkel Erich Kühn hatte ja in der Vergangenheit schon ziemlich viele Bau-Projekte mit seiner Pfarrei in Neckarau »durchgezogen«. Fazit schon wenige Zeit später: Die Erfahrung lässt das Risiko kalkulierbar erscheinen ... und der Erfolg gab Erich Kühn recht... Ohne ihn gäbe es dieses Haus nicht.

IV. Meine Phase nach dem Studium... wartburglose Zeit?

Dann kamen bei mir das Ende des Studiums, der Berufseintritt und ein »Blackout«: In der Zeit, während der ich 1979 bis 1989 im Breisgau wohnte, war ich nach meiner Erinnerung überhaupt nicht mehr zu einer Wartburg-Veranstaltung in Heidelberg anwesend.

V. Die Wiedergeburt des Wartburghauses ... Umbau und Sanierung in der ersten Hälfte der neunziger Jahre bis 1995/96

Eine wirkliche Herausforderung für mich und meinen Mitvorstand Wolfgang Schäfer stellte dann ein gutes Vierteljahrhundert später die Haussanierung in der ersten Hälfte der neunziger Jahre dar. Sie war notwendig geworden, weil seit 1968 mehr als 25 Jahre vergangen waren, die nicht spurlos an dem Haus, sowohl seiner Substanz als auch seinen Einrichtungen, vorübergegangen waren. Als Menetekel wirkte etwa der heute nicht mehr vorhandene Anbau mit seiner »Dachterrasse« und Außentreppe, die beide eigentlich nie benutzt wurden. Dieser Anbau wurde im Zuge der Sanierung beseitigt, hatte er doch nicht geringe strukturelle bauliche Mängel. Andererseits musste nach dem Abriss die westliche Außenmauer des Hauses aufwändig durch einen neuen Betonanker im Deckenbereich des 1. OG abgefangen werden. Dies war glücklicherweise die einzige große Überraschung bei der Renovierung! Die älteren Bundesbrüder werden sich erinnern: der Anbau war dort, wo sich heute vor der Küche im Erdgeschoß der kleine bepflanzte Sitzbereich befindet.

Zurück zur Chronologie: Am Ende der achtziger Jahre wurde wohl allen Betroffenen (Alte Herren der »Wartburg«, Mitglieder des Trägervereins, Aktive, Hausbewohner) klar, dass das Haus als Studentenwohnheim ohne sehr aufwändige Sanierungsmaßnahmen nicht mehr zu halten und zu betreiben war. An die damalige AThG-Vorstandsschaft ist damals ein Kaufinteressent herangetreten, der das Haus zu einem den damals Beteiligten akzeptabel erscheinenden Preis übernehmen wollte. Ein entsprechender Kaufvertrag des in Weinheim ansässigen Interessenten wurde dann bei einem Notar im hessischen Gorxheimertal abgeschlossen, mit der selbstverständlich vereinbarten Klausel, dass die bald nach Vertragsabschluss stattfindende Mitgliederversammlung der AThG diesem Vertrag ausdrücklich zustimmen müsse, ansonsten der Vertrag nicht wirksam sein solle. Das Ergebnis des Verkaufes sah man offensichtlich als gut an, wenn dieser auch selbst emotional belastet war.

Eigentlich strebte niemand den Verkauf an, schon gar nicht, ohne eine andere »Bleibe« für die Wartburg zu haben. Nach erregten, aber doch recht sachlichen Diskussionen hat die Mitgliederversammlung der AThG Wartburg e.V. daher diesem Kaufvertrag nicht zugestimmt.

Es folgte eine 1-2-jährige Phase, in der auch über Alternativ - Immobilien und »Rücktritt-vom-Rücktritt« aus dem Kaufvertrag nachgedacht wurde. In der Sache »Sanierung« waren wir damit aber noch keinen Schritt weitergekommen.

AH Dr. Friedrich Cranshaw hatte mittlerweile irgendwie Kontakt zu dem Architekturbüro Bauer in Ludwigshafen aufgenommen, weil er als Mutterstädter aus dem Rhein-Pfalz-Kreis nach seiner Erinnerung mitbekommen hatte, dass das Büro Bauer in der Pfalz ein Barockhaus, das sowohl in der Entstehungszeit als auch in den Bauplänen unserem Wartburghaus offensichtlich fast wie ein Zwilling ähnlich schien, für die BASF renoviert hatte. Ich begriff: Da war natürlich Expertise abzugreifen. Auch hier bin ich mir nicht mehr sicher, aber ich glaube, zu diesem Zeitpunkt wurde erstmals ein Betrag (Schätzung) von 1,6 Mio. DM (= ca. 835.000 Euro, zu Preisen von 1993!) genannt, der für eine angemessene Sanierung aufzuwenden sei. Damit konnte man ja wenigstens weiter »planen«.

Ich meine, Friedrich Cranshaw war es auch, der damals in Erfahrung brachte, öffentliche Zuschüsse für Renovierungen von Studentenwohnenheimen würden mittlerweile wohl nur (noch) bei maximal 25 % der Gesamtkosten liegen. Gegenüber 1967 waren das immerhin Zuschüsse und nicht nur zinsbillige LAKRA-Gelder wie 1967 (die damalige LAKRA, die Landeskreditanstalt, ist längst seit Jahrzehnten in der heutigen L-Bank, die Förderbank des Landes Baden-Württemberg, aufgegangen).

Bei dieser unbefriedigenden Aussicht auf Zuschüsse war unser Vorhaben daher scheinbar wenig realistisch. Zudem lief uns damals etwas die Zeit davon. Das Haus renovierte sich ja nicht von selbst: In der Realität: Es begann, sich »aufzulösen«!

Nach meiner Erinnerung war es ebenfalls ein Mitglied unserer Wartburg, der sinngemäß äußerte: Wenn Ihr noch weiter wartet, gibt es bald gar keine Zuschüsse mehr, weil das Geld für die von Kanzler Kohl versprochenen blühenden Landschaften in den »fünf neuen Ländern« gebraucht wird.

Während der genannten Zeit hatte ich vielfältigen Kontakt mit Dr. Wolfgang Schäfer. Ich war mittlerweile stellvertretender Vorsitzender der AThG geworden und Wolfgang war Beisitzer im Vorstand. Wir bei-

de waren uns dabei immer einig, dass die »causa Wartburghaus« irgendwie zu einer Entscheidung gebracht werden müsse. Kein längeres »müsste, könnte, sollte«!

Zudem war mein (politischer?) »Jagdtrieb« geweckt, weil ich auch wissen wollte, ob bisher (d.h. vor 1990) gewährte Zuschüsse auf einmal tatsächlich (und warum?) zusammengestrichen wurden.

Nach unserer Bestellung zum Vorstand im Mai 1993 konnten, durften (und mussten) wir jetzt loslegen und mit der Stadt Heidelberg in konkretere Verhandlungen eintreten. Es wurde uns von der entsprechenden Auskunftsstelle der Stadt dann aber auch mitgeteilt, dass nur kurz zuvor die Zuschussraten noch 40 % betragen hätten statt nunmehr höchstens 25%. Ich erinnere mich an einen Verhandlungstermin mit einem Mitarbeiter des technischen Rathauses im Graimberghaus, bei dem uns beiden die »Ausweglosigkeit« des Erreichens einer höheren Zuschussrate als 25 % für Umbaumaßnahmen mitgeteilt wurde. Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, ob wir schon bei diesem Termin oder gleich danach der Stadt schriftlich oder telefonisch mitgeteilt haben, dass unter diesen Voraussetzungen eine Finanzierung der Sanierung des Studentenwohnheims nicht möglich sei – und wir demzufolge das Haus faktisch nicht mehr weiterführen könnten. Das scheint tieferen Eindruck gemacht zu haben: Für mich (und ich denke auch für Wolfgang) war der Wende- und Entscheidungspunkt die völlig überraschende briefliche Mitteilung der Stadt Heidelberg wirklich nur wenige Tage nach unserer Mitteilung an die Stadt, dass wir für Sanierungsmaßnahmen für unser Studentenwohnheim nunmehr doch vom vorherigen Zuschussatz von 40 % für die anrechenbaren Kosten ausgehen könnten.

Jetzt waren wir erst recht gefordert! Kann die AThG das mit dem angebotenen Zuschussatz »stemmen«? Die eigentliche Arbeit hat dann erst begonnen, vom Herumtelefonieren mit möglichen Kreditgebern über Kontakte mit dem Architekturbüro zur weiteren möglichen Planung, Abfragen zur Kündigung der Studenten-Mietverträge usw., Erstellen eines Exposé zur »Überzeugung« der Kreditgeber, Führen der Verhandlungen, Abschluss der Verträge – und am Ende zwangsläufig die Schließung des Wartburghauses für ein Jahr.

Die Arbeit in der Bauphase, die Wolfgang und mich natürlich ebenfalls gefordert hat, will ich überspringen, von weiteren Verhandlungen mit Architekt, Handwerkern, Baubesichtigungen, Sorgen, ob alles funktioniert wie geplant bis hin zur Freigabe von Zahlungen an Baubeteiligte

und zum Abruf von Kreditmitteln. Die Bankkredite wurden – nach unserer Zeit – plangemäß zurückbezahlt und die Bank ist uns, wie ich höre, auch für unser aktuelles Renovierungsvorhaben 2017/2018 treu geblieben.

Als wir sozusagen die Staffelstäbe als Vorstände nach vier Jahren wieder abgegeben haben, waren wir froh, dass alles geklappt hatte, glücklich, dass wir unser »Wartburghaus« wieder hatten und das Leben dort weitergehen konnte.

Ein eher kurioses Detail aus dieser Zeit soll noch berichtet werden, nämlich die Frage der »Legalisierung der handelnden Personen«. Vielen wird es ja bekannt sein: Um verbindliche Verträge abschließen zu können, muss der Vorstand eines eingetragenen Vereins im Vereinsregister eingetragen sein. Ein Schreiben mit Kopie des Protokolls unserer Mitgliederversammlung von 1993 hatte ich damals an das Amtsgericht Heidelberg als Registergericht geschickt. Zunächst kam gar nichts zurück. Irgendein Korrespondenzpartner für eine mögliche Finanzierung/Unterstützung hat dann mit Recht zurückgefragt: »Wer sind Sie (Wartburg) eigentlich?«

Ein zweites Anschreiben an das Amtsgericht Heidelberg mit der Bitte um Eintragung der Vorstände blieb ebenfalls unbeantwortet. Dann habe ich »eine Keule ausgepackt«: Wiederholung des letzten Briefes mit »Einschreiben mit Rückschein«. Eine Nachricht über die erfolgte Zustellung mit unleserlicher Unterschrift kam zurück, aber nichts hat sich bewegt. Während einer unserer damals schon über 30 Jahre laufenden gemeinsamen Skatrunden habe ich dann AH Rechtsanwalt Rudolf Biedermann gefragt, wie man da dann überhaupt rechtlich noch weiterverfahren könne. Er hat mir geraten, den Direktor des Amtsgerichts Heidelberg direkt ganz normal anzuschreiben. Das habe ich getan mit wirklich grandiosem Erfolg: Wolfgang und ich wurden praktisch sofort im Vereinsregister eingetragen. Das Ganze hatte vier Monate gedauert. Der Hintergrund: Meine/unsere vorige Korrespondenz war beim »Reiterverein Heidelberg« abgelegt worden; hätten wir nicht nachgesetzt, wäre der Eintragungsantrag vielleicht immer noch dort ...

Eigentlich war nach meiner Erinnerung beim Umbau alles irgendwie »ganz easy«. So kann ich vielleicht heute trotz aller Widrigkeiten oder Schrecksekunden das Kapitel »Sanierung 1995« mit den Worten schließen: »Der Aufwand hat sich erkennbar gelohnt!«

Für uns, Wolfgang Schäfer und mich, ging diese Phase bis 1997; bei der Mitgliederversammlung im Luisenpark in Mannheim im Juni 1997 wurden die Akten an wiederum unsere Nachfolger übergeben. Zu neuen Vorständen wurden unser leider schon verstorbener Alter Herr, Stadtverwaltungsdirektor Jürgen Lüders (1939-2017), Frankenthal, und Pfarrer Christoph Hüther, Waldalgesheim, bestellt. Christoph Hüther begleitet nunmehr die aktuelle dritte Phase der Sanierung des Wartburghauses nach einem halben Jahrhundert (2017/2018) und wiederum bringt sich Wolfgang Schäfer wunderbar engagiert ein. Wir beendeten unsere Tätigkeit als »Renovierungsvorsitzende« und übergaben nach der erfolgten Entlastung alle Unterlagen (Briefwechsel, Rechnungen aller am Umbau beteiligten Firmen u.a.) an unsere Nachfolger.

Hier darf ich diese Ausführungen auch zum Anlass nehmen, mich bei Wolfgang Schäfer erneut, aber auch bei den planenden Architekten, Herrn Bauer, für die großartige damalige Zusammenarbeit zu bedanken.

VI. Und heute ... und künftig ...

Wir haben ein schönes Wartburghaus, das 2017/2018 wieder ein ganzes Stück saniert worden ist, ein Heim für unsere »Wartburger«, ein Zuhause für die Studierenden im Haus, die sich heute aus hälftig Studentinnen und Studenten sowie (wie stets bei uns seit 50 Jahren) aus aller Herren Länder zusammensetzen. Wir haben ein kulturhistorisch tolles Haus in ganz schöner Lage in Heidelberg, das uns verpflichtet. Wir als AThG Wartburg pflegen dort unsere Grundsätze Freundschaft und Wissenschaft im Geiste unseres Leitbildes: »Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit« (2.Korinther 3,17b).

Daher blicke ich auch hoffnungsfroh in die Zukunft und wünsche abschließend ein »vivat, crescat, floreat Wartburg...«!



Umbau und Renovierung des Wartburghauses im Jahr 1995. Oben: Das Haus ohne Putz, der Anbau ist bereits abgebrochen; unten links: Hof und Eingang zum Anbau von der Unteren Neckarstraße aus; unten rechts: Der Anbau vom Neckar aus gesehen (vgl. Bild S. 21 unten). Bilder: Archiv Akad.-Theol. Gesellschaft.





Oben und unten links: Abbruch des Anbaus mit Waschräumen für das Erdgeschoss, oben rechts sieht man den Eingang in die kleine Wohnung der Hausmeisterfamilie.
Unten rechts: Hof mit Hauseingang und Kellerportal nach der Renovierung.
Bilder: Archiv Akad.-Theol. Gesellschaft.



III. Erinnern und Erleben

Meine Zeit im Wartburghaus (Sommersemester 1973 bis Sommersemester 1976)

Dr. med. Hermann Hager

Liebe Gäste, liebe Bundesbrüder, ich erzähle Euch einige persönliche Erinnerungen aus meinem Gedächtnis heraus, wie ich sie nach dieser langen Zeit noch vor Augen habe, ohne dass ich sie an schriftlichen Quellen oder auch in Rücksprache mit Bundesbrüdern verifiziert habe. Es kann deshalb sein, dass manche Dinge nicht so trennscharf zeitlich eingeordnet sind oder andere zu einzelnen Dingen andere Erinnerungen haben; und ich greife zur Darstellung mancher Entwicklung auch ein bisschen über die Zeit meines Auszugs aus dem Haus 1976 hinaus, weil ich bis zu meinem Berufseinstieg 1979 aktiv und inaktiv in der Aktivitas war. Ich will ausgehen von meiner Studienzeit und der konkreten Wohnsituation im Haus, und aus diesen Eindrücken ein Bild der Zeit entstehen lassen.

In meinem Studium kam ich erst spät ins Studentenwohnheim, erst nach dem Physikum, das bei uns Medizinern damals im fünften Semester abgelegt wurde. Und zwar konnte ich das Zimmer meines strebsamen Studienkollegen Bbr. Matthias Hagenbusch übernehmen, der auszog, da die Verbindung ihm damals zu viel Studienzeit wegnahm. Ich habe mir dann auch noch einige Zeit gelassen und das Wohnheim und seine Bewohner genau kennengelernt, bis ich im Sommersemester 1974 als Fux aktiv und dann nach einem halben Jahr im Wintersemester 1974/75 geburscht wurde. In die Freundschaften mit anderen Hausbewohnern, die auch aktiv wurden oder schon waren, wuchs man durch das gemeinsame Erleben hinein – ich nenne neben einigen meiner heute anwesenden Vorstandskollegen v.a. meinen Leibburschen, den Archäologen Alfred Großkopf.

Diese Kontakte führten auch dazu, dass ich meine umfassenden Bildungsinteressen auch in anderen Fächern als meinem primären Studienfach umsetzen konnte und fachübergreifend-interdisziplinär interessante Vorlesungen und Seminare besuchte. Aus dieser Zeit stammt mein

Credo, dass eine wissenschaftliche Verbindung wie die unsere, die aufgrund ihrer Zusammensetzung aus Studenten aller Fachrichtungen kein theologischer Nachbereitungsverein mehr sein konnte, als wissenschaftliche Aufgabe stattdessen die hat, die Interdisziplinarität zu fördern und dem Fachidiotentum entgegenzuwirken, d.h. über den engen Tellerrand des eigenen Faches hinauszublicken zu helfen. Das war ein hohes Ziel, das neben dem Prinzip Freundschaft deshalb umso wichtiger wurde, weil das dritte ehemalige Verbindungsprinzip »Vaterland« damals gestrichen wurde, aber dazu später.

Dieses Interesse für andere Fächer führte bei mir natürlich schon zu einem Hinauszögern des Examens, zunächst um ein Jahr und danach noch zu einem Zweitstudienbeginn. Dankenswerterweise war ich durch ein Stipendium meines Heimat-Bundeslandes Bayern finanziell so ausgestattet, dass ich nach meinem Medizinexamen 1977 noch zweieinhalb Jahre die Grundlagen der Psychologie studieren und während dieser Zeit meine Promotion abschließen konnte, bevor ich mich dann 1979 »endlich« doch entschloss, statt die Psychologie mit dem Examen zu beenden lieber gleich die Facharztausbildung in den Neurofächern Psychiatrie und Neurologie zu beginnen.

Meine Zeit im Haus begann fünf Jahre nach dem Bezug des 1968 erstmals als Studentenwohnheim eingerichteten, frisch, aber äußerst sparsam renovierten Gebäudes, das noch lange nicht optimal organisiert war, insbesondere was das Verhältnis zwischen Verbindung und nicht-korporierten Studenten anging. Und das darüber hinaus durch die Menge von 30 studentischen und mindestens sechs fest dort lebenden Bewohnern zu eng und schon bald wieder zunehmend abgenutzt war, so dass sich viele Diskussionen um die Verwaltung und die notwendige weitere Renovierung/Sanierung drehten und wie unser kleiner Verein diese stemmen sollte.

Dieser schrumpfte damals immer weiter, weil die schon vor dem Krieg (als wir noch ein Haus hatten) aktiv gewordenen Bundesbrüder allmählich verstarben und weil es aus der Zeit danach, d.h. vor dem Erwerb des neuen Hauses, in der sich das Verbindungsleben hauptsächlich in Gaststätten abgespielt hatte, keine zahlenmäßig ausreichende Generation von neuen Mitgliedern gab. Es ging deshalb noch viel um die Konsolidierung der Hausgründung und das Überleben der Verbindung. Aus der Angst vor finanzieller Überforderung heraus wurde z.B. ein Teilverkauf des Hauses zwecks Finanzierung einer aus heutiger Sicht

völlig unnötigen Dacherneuerung (nach Plan von Bbr. Kriegsmann) vorangetrieben – das Dach existiert heute noch. Und später ging es, weil sich die Stadt für unser Haus interessierte, um den Tausch des ganzen Hauses gegen ein kleineres am Schlossberg; die Verträge dazu waren schon geschlossen, es fehlte nur noch der formale Mitgliederversammlungsbeschluss, der die Sache dann aber ablehnte, da ein Umzug in ein kleineres, reines Verbindungshaus in dieser Zeit und bei dieser geringen und wenig zahlungskräftigen Mitgliedschaft auch keine nachhaltige Lösung war, um den Verein am Leben zu erhalten.

Heute sind wir froh darüber, dass sich diese Pläne immer wieder zerschlagen haben und die Weitblickenden, die auf den Ausbau des Studentenwohnheims und die dadurch gesicherte Finanzierung gesetzt haben, sich durchsetzen konnten, so dass schließlich 1995 die Generalsanierung des Hauses nach langer Planung umgesetzt werden konnte, aber das ist nicht mehr mein Thema.

Das Wartburghaus war bis dahin noch ganz anders organisiert, es gab keine gemeinsame Küche und keinen gemeinsamen Treffpunkt für das ganze Haus, so wie wir es dann 1995 umsetzen konnten. Deshalb war damals der Kontakt zwischen den Stockwerken und damit Studenten auch nicht so eng: Es gab ein Erdgeschoss, in dem z.B. neben mir drei weitere Studenten in Einzelzimmern mit Waschgelegenheit wohnten, mit einer kleinen gemeinsamen Kochnische und Kühlschrank im Vorraum der Zimmer, so dass wir vom EG uns zwar manchmal dort trafen, aber nicht aufhalten konnten, da diese Küche zu eng und nur ein Durchgangsraum war.

Meine Stockwerksmitbewohner waren die Bbr. Dieter Lasch, Ralph Katzwinkel, später Hermann-Joseph Hartmann, Klaus-Peter (»Bob«) Kriegsmann, Rainer Dufner u.a.; was aus denen geworden ist, würde mich sehr interessieren, falls noch jemand Kontakt hat?

Von diesem Koch-Vorraum aus ging es auch in den »großen Saal«, der von allen Hausbewohnern zum Fernsehen (das es damals nur abends und auf zwei Programmen gab) und sonst zum Tischtennisspielen sowie zum Klavierspielen genutzt wurde – und von der Verbindung zu (vereinzelten) jährlichen Festveranstaltungen. Außerdem gab es im EG die überwiegend theologisch bestückte »Bibliothek«, die der Verbindung als Anlaufstelle für nicht im Haus wohnende Mitglieder zum Studieren in Freistunden zwischen Vorlesungen und natürlich für die Sitzungen vorbehalten war.

In deren Eingangsbereich befand sich auch die »Bar«, für die man also auch den Verbindungsschlüssel brauchte und in der man sich immer donnerstags abends zum geselligen Beisammensein traf (der Verbindungsveranstaltungstag war sonst der Dienstag). Wenn man mal Schnaps trinken wollte, konnte man das beim Barabend z.B. beim »Schweinchentrinken« tun, auf Kneipen war es ja ebenso wie das Rauhen verpönt. In der Bibliothek traf man sich gerne kurz mal nach dem Mittagessen oder auch mal abends, wenn man nicht fernsehen wollte, aber sie war eben separiert, für Mitglieder und zum konzentrierten Arbeiten und deshalb wenig frequentiert. Gegessen wurde meist in der Mensa, z.T. auch abends, da die Kochgelegenheiten im Haus zwar zum Kaffeekochen reichten, aber für mehrere zum Kochen zu klein waren. Auch freute man sich auf das 1x-wöchentliche gemeinsame Verbindungsmittagessen in der Backmulde oder im Schnookeloch.

Die EG-Terrasse war v.a. für die oben Wohnenden schlecht zugänglich und wurde kaum genutzt. Rund um das Haus, auf fast dem gesamten noch unausgebauten Krahnenplatz befand sich ein »Kiefernwald«, in dem die Hausbewohner ihre Autos zwischen den Bäumen parkten. Fast jeder zweite hatte eines, da ja auch die Verkehrsverhältnisse inkl. Parken in Heidelberg noch ganz anders waren: Es gab z.B. den ganzen riesigen Naturwissenschafts- und Medizin-Campus Neuenheimer Feld erst in Ansätzen (Chemie, Biologie, Geologie sowie Chirurgie, Kinderheilkunde und Pathologie für die Medizin), alle anderen naturwissenschaftlichen Institute und die ganz große Mehrheit der Kliniken waren noch diffus über die ganze Stadt, überwiegend Bergheim und die Vororte verteilt, z.B. da, wo jetzt die Dolmetscher oder die Psychologen eingezogen sind oder sich andere Geisteswissenschaften entwickeln konnten, heute sind ja nur noch die Psychiatrie/Psychosomatik und Gerichtsmedizin in Bergheim geblieben.

Diese Situation und die zunehmende Vergrößerung des Neuenheimer Feldes bedeuteten, dass v.a. die Mediziner, aber auch viele andere, ständig zwischen den Lehrangeboten und dem Essen und Wohnen hin- und herfahren mussten: man fuhr z.B. sogar mit dem Auto in die Marshallmensa, denn es gab keine gescheite Busverbindung vom Feld, keine Radwege, bis irgendwann die Menschen im Triplex und im Feld kamen. Man brauchte also das Auto, auch wegen der Kurse in umliegenden Krankenhäusern, wohin man noch nicht von der Uni mit dem Bus transportiert wurde.

Aber zurück zum EG des Wartburghauses: An Stelle unserer heutigen Innenhof-Terrasse war ein primitiver alter Anbau des Hauses aus der Zeit als Druckerei vor 100 Jahren, in den die gemeinsame Dusche mit Waschmaschine und das WC fürs EG sowie ein überdachter Rad-Stellplatz eingebaut waren, außerdem eine Wohnung für eine türkische Familie mit Kindern, die als Reinigungskraft angestellt war.

Im 1. OG war dann wie heute die große Mehrzahl der Einbettzimmer, die auf diesem Stock ebenfalls eine kleine gemeinsame Küche und gemeinsame Duschen/WCs hatten und einen gemeinsamen Flur, sodass man noch mehr Rücksicht aufeinander nehmen musste als heute. Auf die heute abgerissene »obere« Terrasse auf dem Dach des Anbaus gelangte man – außer über die Außentreppe vom Hof – nur durch ein Studentenzimmer hindurch, sie war aber wegen des ständig zunehmenden Straßenverkehrs am Neckar sowieso kaum nutzbar.

Im 2.OG befanden sich dann noch drei schöne große Zweibettzimmer, in die man meistens am Anfang der Hauskarriere erst einmal einziehen musste. Und dann befand sich dort eine ganz ordentliche, abgeschlossene Tutorenwohnung mit dem heutigen Erkerzimmer.

Mit dieser sind wir bei der allgemeinen Organisation des Hauses: Der damalige Verbindungs vorsitzende war Pfarrer Erich Kühn aus Mannheim-Neckarau, der Begründer der Neckarauer Geistig-Behinderten-Einrichtungen, der das ehemals von-Zangg'sche Palais von 1701 nach diversen Zwischennutzungen 1968 für die Wartburg erworben und zum Studentenwohnheim gemacht hatte. Der hatte sich einfallen lassen, einen eigenen Tutor anzustellen und im Haus wohnen zu lassen, der für Sitte und Ordnung sorgen und die praktische Verwaltung des Hauses machen sollte – unterstützt von einem »Rechner«.

Dieser Tutor war jahrelang Pfarrer Soya mit seiner Frau Maja, der damaligen Leiterin des Heidelberger Studentenorchesters. Mit dem hatten wir immer Zoff, da er nach meiner Erinnerung nichts organisierte, weder inhaltlich noch praktisch und insbesondere eine schlechte Belegungspolitik machte. Vor allem tolerierte er unbegrenzte Wohndauern von Leuten ohne Interesse für die Verbindung. Das schränkte die Fluktuation ein und damit die Akquise von neuen Mitgliedern, die ja die berufsbedingt Inaktiv-Werdenden ersetzen mussten.

Einen Aufpasser brauchten wir Studenten aber nicht und seine kostenfreie Wohnung war ein nicht geringer Kostenfaktor für alle. Wir arbeiteten deshalb ständig daran, diese Konstruktion mit Soya abzuschaf-

fen, Kühn selbst ließ sich kaum sehen. Aber irgendwann zog Soya dann doch aus, ins eigene Haus und sein Gönner Kühn bekam einen Nachfolger als Vorsitzender, erst Pfarrer Schaal aus Kehl, dann Pfarrer Scherrer aus Freiburg, die noch weiter weg wohnten und vielleicht deshalb den Verein weniger eng und autoritär führten.

Jedenfalls war die Verantwortlichkeit für das Haus an den Finanzfachmann Bbr. Jürgen Lüders delegiert, der natürlich diese Aufgabe auch nur nebenamtlich neben seinem Beruf machen konnte und schon noch einen im Haus wohnenden »Verwalter« für die akuten Dinge und die Vermietung brauchte, aber für diese Aufgabe, die auch weiter Tutor hieß, stellten sich jetzt glücklicherweise erfahrene ehemalige Aktive, die ihr Examen gemacht hatten und noch eine Zeit an der Uni verbringen mussten, zur Verfügung (Bbr. Fred Cranshaw, Wolfgang Schäfer usw.). Diese konnten die Interessen der Verbindung wahren und zugleich unsere Reformideen vertreten.

Damals kam im Sinne der Haus-Modernisierung auch die Entwicklung in Gang, dass Frauen ins Haus aufgenommen wurden, wobei das Thema »Frauen in der Verbindung« schon immer wieder mal diskutiert wurde, aber in Hinblick auf die Existenznöte, in die alle Verbindungen mittelfristig kamen, die das gemacht hatten, stets ablehnend entschieden worden war. Los ging es dann unvermittelt, als der Verwalter einmal einige Plätze zu Semesterbeginn nicht vermieten konnte und nur noch Frauen als Bewerber da waren, sodass er die Zimmer in der damals immer angespannten finanziellen Situation des Vereins an diese vergab. Das gab natürlich einen Aufschrei im Hausvorstand, der sie gleich wieder rausschmeißen wollte: Frauen im Haus ohne Mitgliedschaft, das war der moralische Verfall, und sie nahmen »keifähigen« Studenten die Zimmer weg. Aber diese pochten auf den Mietvertrag und so ergab sich Zeit zum Gewöhnen an die Situation und v.a. für Erfahrungen mit den Vorzügen des Modells. Auch wenn die ersten Frauen dann nochmals wieder auszogen, der Bann war gebrochen, die Normalisierung der Wohnatmosphäre durch die Geschlechtermischung – wie sie damals in fast allen noch geschlechtergetrennten Institutionen stattfand – wollte man nicht mehr missen.

Diese Aufnahme von Frauen ins Wohnheim war ein ganz wichtiger Punkt, der unserer Verbindung im Gegensatz zu anderen in verbindungswidrigen Zeiten das Überleben gesichert hat (und ich meine das gerade nicht biologisch), und dies obwohl ganz bewusst eine Aufnahme

von Frauen als Aktive mit Verpflichtungen in der Verbindung weiterhin nicht möglich war und ist. In diesen Jahren haben wir aber auch die Erfahrung gemacht, wie wichtig es ist, die Hausgemeinschaft nicht sich selbst und dem Belieben einzelner zu überlassen, wie es heute so üblich ist, sondern gewisse Vorgaben (z.B. hinsichtlich Drogen o.a.) zu machen, um für das Lebensbundprinzip »Freundschaft« die Grundlage zu schaffen bzw. zu erhalten.

In eine Verbindung zu gehen war schon und gerade in meiner Studienzeit eigentlich nicht politisch korrekt; die »fortschrittliche«, d.h. linke veröffentlichte Meinung, der damals auch wir anhingen, war gegen alles, was nach Verbindung roch, da hatte es schon eines besonderen Ansporns bedurft, wie er eben in unseren Verbindungsprinzipien Freundschaft und Wissenschaft und in der theologisch-fundierten freiheitlichen Orientierung umgesetzt wird, um sich zu einer solchen zu bekennen. Nur das Vaterlandsprinzip von damals – heute wird der Begriff Vaterland ja eher als »Heimat« verstanden – passte nicht mehr rein. Die Begriffe Nation und Vaterland waren damals noch schwer belastet durch die Kriegsvergangenheit, die man in dieser Zeit aufarbeiten und so die Kriegsschuld überwinden wollte. Reformismus und Modernismus der 68-er Zeit brauchten und wollten das Vaterland nicht mehr und ersetzten es durch Internationalismus.

Auch unsere Aktivitas strich deshalb dieses Prinzip offiziell und symbolisierte dies dann z.B. dadurch, dass wir nicht mehr, wie es die Alten gewohnt waren, für das Singen der Nationalhymne aufstanden, was einige ältere Bundesbrüder, die im Krieg noch ihr Leben fürs Vaterland riskiert hatten, leider zum Austritt aus dieser »Verbindung von vaterlandslosen Gesellen« veranlasste – schade!

Diese politischen Zeiträume von damals möchte ich noch in einigen konkreten subjektiven Eindrücken beschreiben, wie ich sie im Wartburghaus erfahren habe, aber dazu wird es ja noch einen eigenen Vortrag geben:

Die 70er-Jahre waren immer noch die Zeit nach 1968 und es ging immer noch politisch heiß her, zwischen links und rechts, die 68-er Ideen umzusetzen oder dies zu verhindern. Es waren Zeiten mit zu politischen Diskussionen umfunktionierten Vorlesungen, Flugblattverteilung nach jeder Vorlesung, aus der man kam, mit endlosen Schlangen von Info-Tischen unzähliger meist linker studentischer Gruppen, deren Sympa-

thisanten inzwischen ihren Marsch durch die Institutionen gemacht haben und deren Aktivisten heute überwiegend bei den Grünen zum Führungspersonal geworden sind; Zeiten mit multiplen über das Universitäre hinausgehenden allgemein-politischen Versammlungen und Demonstrationen, die damals auch noch nicht so selbstverständlich wie heute waren.

Es ging gegen den Vietnamkrieg und die »Amis« als die Kapitalisten und Kriegstreiber schlechthin, gegen verkrustete oder als solche empfundene gesellschaftliche (nicht nur universitäre) Strukturen und (Fehl-)Entwicklungen wie z.B. die Atomkraft, den Radikalenerlass (der v.a. den linken Aktivisten eine berufliche Zukunft im öffentlichen Dienst verunmöglichte) etc., selbst Fahrpreiserhöhungen der HSB wurden zum politischen Thema.

Da es noch nicht so viele Vorerfahrungen mit Demonstrationen gab, war das Demonstrationsrecht noch nicht so ausgefeilt, und auch das Gewaltpotential der Demonstrierenden war hoch: Demonstrationszüge, Sitzblockaden der Straßenbahn, was heute normal wäre, aber auch Rektoratsbesetzung u.a. illegale Aktionen, bis hin zu Attentaten gegen Einzelne, die als »Vertreter des Regimes« angesehen wurden (gipflend im Granatwerferanschlag am Karlstor gegen den US-Natogeneral Kroesen) u.v.a.m., was jeweils »politisch« gerechtfertigt wurde. Aber eigentlich gab es damals in Deutschland noch keinen solchen tödlichen Terror gegen Unbeteiligte wie heute.

Und es gab noch einen wirklichen dialektischen Diskurs in der Öffentlichkeit; man traute sich noch, politische Sachverhalte kontrovers zu vertreten, ohne gleich rundum diffamiert zu werden, wissenschaftliche Argumente wurden noch wissenschaftlich widerlegt, scheiterten nicht von vornherein an wohlmeinender Mitleidsduselei, überzogenem Individualismus und Verrechtlichung, es gab noch keinen Shitstorm der sich dazu Berufen-Fühlenden und Journalisten versteckten sich nicht hinter der politischen Correctness.

Die Polizei reagierte damals noch schneller, nicht nur bei drohender Gewalt, sondern schon bei größeren Demonstrationen mit Massenaufgeboten mit Schutzschild, Helm und Schlagstock, Wasserwerfern und Tränengassbomben. Tränengasschwaden zogen durch die engen Altstadtgassen, Polizeihubschrauber kreisten stundenlang über der Altstadt, auch über unserem Haus, so dass man sich wie im Belagerungszustand fühlte – und unser Bbr. Behringer verfolgte mit seinem Transistorradio den Polizeifunk und war über alles bestens informiert.

Man hat die ganzen Ereignisse hier im Haus hautnah miterlebt, weil die Altstadt damals noch nicht den Touristen und den geisteswissenschaftlichen Studenten vorbehalten war; die Hauptstraße machte ihrem Namen noch Ehre, d.h. sie war noch keine Fußgängerzone, sondern es fuhren noch Autos und Straßenbahn. Und noch die Bierkutscher mit Pferdefuhrwerken der Brauereien – auch wir bekamen das Bier anfangs noch so angeliefert: Die Altstadt war noch der öffentliche Puls der Stadt.

Aber dafür mussten wir Studenten zum Telefonieren zur Telefonzelle am Uniplatz laufen und uns dort erst einmal eine halbe Stunde in die Schlange stellen – was man nicht oft gemacht hat; kein Handy, kein Internet! 40 Jahre ist das erst her und beim Studium kam doch was raus.

Einzig dieser Keller hier existierte bereits in derselben Form und Funktion wie jetzt wieder nach unserem neuesten Umbau, nicht so gemütlich und schick wie jetzt, und damals auch ohne Bar, aber er war schon damals der Verbindung vorbehalten, die ihr Belegungsrecht und das Vergaberecht für Feiern verteidigen musste gegen die Ansprüche der nicht korporierten Hausbewohner, die in diesen politisierten Zeiten – je nachdem, wer der Haussenior war (Stichwort Abrahams, für alle, die ihn noch kannten) – eine starke Oppositionsfraktion gegen die Verbindung darstellten. Aber das ist durch die geänderte Rechtsform mit den klareren Zuständigkeiten für Haus und Verbindung seit 1995 zur Geschichte geworden. –

Ja, so war das damals, zu meiner Zeit im Wartburghaus.

Studentisches Wohnen im Wartburghaus

Dr. med. Peter Napiwotzky

Vorbemerkung

Als Medizinstudent habe ich von Wintersemester 1974/1975 bis Sommersemester 1979, also zehn Semester im Wartburghaus gewohnt, zuerst ein Semester im Doppelzimmer (303) mit Helmut Seliger (später nach Berlin zum weiteren Studium verzogen).

I. Studentisches Wohnen

Als Studienanfänger (verschärfend kam für mich hinzu, dass ich meinen Studienplatz erst im Nachrückverfahren von der ZVS, d. h. Anfang Oktober erhielt) war man damals wie auch heute auf Wohnheime angewiesen, private Vermieter konnte man als Neuling in der Stadt ja noch nicht kennen.

Beim Studentenwerk erhielt man eine Wohnheimliste, die man abklappern konnte, so landete ich hier bei Tutor Ulrich Soya, der mir einen Doppelzimmerplatz (ich meine, damals für 135,- DM im Monat) anbot, den ich auch angenommen habe.

Pluspunkte waren die zentrale Lage und der Parkplatz (damals gab es zirka zehn mietbare Parkplätze, der Grund und Boden gehörte übrigens der Stadt, aber das wussten wir damals nicht).

Abends traf man sich überwiegend in der damals im Erdgeschoss befindlichen Bar, unter der Woche war das Kultur- und Freizeitangebot auch in Heidelberg noch nicht so mannigfach wie heute. Diese abendlichen Treffen dauerten oft bis weit nach Mitternacht, öfters ging es ja auch erst nach 22 Uhr los. Fernsehen war keine Alternative, es gab ja nur ARD und ZDF. Neben den Verbindungsveranstaltungen gab es Skatrunden, im Sommer z. B. Fußballtraining, gelegentlich auch Kinobesuche. Im Versammlungsraum stand eine Tischtennisplatte. Internet, Computer oder Handys gab es noch nicht! Man hat noch konventionell aus Büchern und Skripten gelernt.

II. Politik und Zeitgeschichte

In der Studentenschaft gab es auch sechs Jahre nach 1968 noch deutlich linke Tendenzen, auch in eher unpolitischen Fächern, wie z. B. Medizin. Der AStA und die Fachschaften versuchten immer noch Streiks

und allgemeinpolitische Aktionen zu organisieren, manche der Akteure damals standen kurz vor der Zwangsexmatrikulation.

Im Sommersemester 1975, als die Stadt Heidelberg bzw. die Heidelberger Straßenbahnen die vorhandenen Schienen, z. B. in der Hauptstraße stilllegen wollten, gab es richtiggehende Straßenschlachten, in der Altstadt waren zwölf Hundertschaften Bereitschaftspolizei, die sich aber in manche enge Straßen gar nicht trauten, von oben gab's Steine und heißes Wasser. Von der Polizeiseite her waren auch Wasserwerfer im Einsatz. Wir haben hier Polizeifunk gehört ...

Die Rote Armee Fraktion/Baader-Meinhof-Bande war noch aktiv, dementsprechend gab es staatlicherseits immer wieder Antiterrormaßnahmen und bewaffnete Kontrollen. Bekanntermaßen waren 1977 die Entführung von Hanns-Martin Schleyer und die Flugzeugentführung der Landshut nach Mogadischu.

Die Amerikaner hatten noch ihr Hauptquartier hier in Heidelberg. Wenn Schlossbeleuchtung/Feuerwerk war, war morgens um 9 Uhr am Samstag die Neckarwiese schon voller Amis.

Gegen Ende meiner Zeit war es dann wieder weniger politisch, 1976 verlor die CDU mit Rainer Barzel gegen Helmut Schmidt und Hans-Dietrich Genscher die Bundestagswahl, 1980 verlor Franz Josef Strauß gegen Helmut Schmidt, 1982 konnte Helmut Kohl den Seitenwechsel von Genscher zur Übernahme des Kanzleramtes von Helmut Schmidt nutzen.



Oben: Das Wartburghaus vom Philosophenweg aus gesehen, um 1975.
Unten: Der Krahnenplatz diente auch den Hausbewohnern als Parkplatz, um 1975.
Bilder: Dr. Peter Napiwotzky.

Mein Mitbewohner im Doppelzimmer auf der Wartburg: Dr. med. Matthias Hagenbusch (1948 – 2012)

Dirk Schulz

Ich habe von Oktober 1971 bis Februar 1973 auf dem Haus gewohnt.

Als ich bei der Hausverwaltung ein Zimmer nachfragte, wurde mir erklärt, es sei noch Platz, aber in einem Doppelzimmer; man erwarte von Erstsemestern ohnehin die Bereitschaft, ein Semester in einem solchen zu wohnen. Außerdem war es natürlich billiger, und ich hatte nicht viel Geld. Die Doppelzimmer im 2. Obergeschoss waren sehr groß, man hätte daraus locker zwei Einzelzimmer machen können. Das Problem war aber: Es hatte nur ein großes Fenster, ein sogenanntes Gaubenfenster.

Mein Mitbewohner im Wintersemester 1971/72 war Matthias Hagenbusch. Und ihm möchte ich gerne, soweit möglich, hier ein kleines Denkmal setzen.

Die Gegensätze zwischen uns hätten wohl kaum größer sein können:

Matthias:

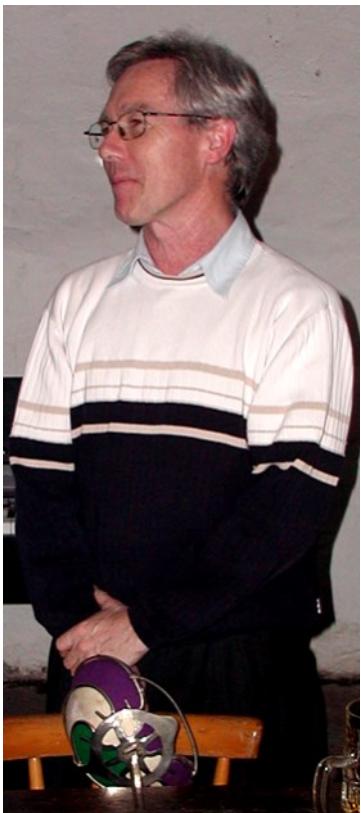
klein, stämmig
katholisch
bayrisch, aus dem Allgäu
bodenständig, CSU-nah
studierte Medizin
superfleißig

ich:

groß, 1,93 bei der Musterung
evangelisch-protestantisch
norddeutsch, niedersächsisch
mit sozialistischen Flausen im Kopf
Geisteswissenschaften
??

Ein typischer Dialog zwischen uns verlief z.B. so: »Matthias, kommst mit, einen trinken?« – »Nein, ich muss schaffe.« Und saß und lernte die 245 Knochen des menschlichen Körpers auswendig. Saß ich am Schreibtisch und er betrat das Zimmer, sagte er: »Na, schaffst?« Als Brandt den Friedensnobelpreis erhielt (November 1971), wurden irgendwelche Gedenkmünzen geprägt. Matthias: »Ach, der Brandt da mit seiner Friedenspolitik.« Mein Hinweis, dass die Gedenkmünzen in München geprägt seien, kommentierte er schlagfertig mit den Worten: »Tja, mir san halt liberal.«

Nach einigen Monaten im Medizinstudium und betrachtend seine Fachkommilitonen gab uns Matthias, als wir in geselliger Runde saßen, den Rat: »Leute, werdet bloß nicht krank!«



Dr. med. Matthias Hagenbusch (1948 – 2012), Bild: privat.

Sonntagsmittag gingen wir immer gemeinsam gutbürgerlich essen. Fastfood gab es noch nicht. »Backmulde« und »Weißer Bock«, um zwei Beispiele zu nennen, waren damals noch keine teuren Edelschuppen, sondern kleinbürgerliche Kneipen. In der »Backmulde« stellte die Wirtin um 23 Uhr die Stühle hoch, kassierte ab und warf uns mehr oder weniger hinaus.

Nach einem Semester trennten sich unsere Wege, jeder bezog ein Einzelzimmer. Ich ging nach dem 4. Semester nach Berlin, dann nach Hannover.

Der Verbindung verdanke ich es, dass ich Matthias nach 30 Jahren wiedergefunden habe. Matthias inzwischen Arzt in Rodalben, ich Oberstudienrat an einem Celler Gymnasium. Als meine Frau und ich ihn in seinem schönen Haus in Rodalben besuchten, holte er eine Flasche Champagner nach der anderen aus seinem Weinkeller und machte ein Feuer im Garten. Als der Rauch zum Nachbarn zog, sagte er: »Das ist der Apotheker, wenn der sich über den Rauch

beschwert, schreib ich ihm keine Rezepte mehr.«

Matthias war ein Workaholic, aber kein Fachidiot; er kannte z.B. Gedichte von Rilke und Trakl.

Die folgenden Anekdoten verdanke ich Uschi, seiner Frau. In Rodalben bestand kurze Zeit der – sich als falsche erweisende – Verdacht einer Meningitis (Hirnhautentzündung), der jedoch bei den Bewohnern erhebliche Hysterie auslöste. Zu einem besonders aufdringlichen Patienten habe Matthias schließlich gesagt: »Sie können doch gar keine Meningitis kriegen. Sie ham doch gar ka Hirn.« Und die allgemeine Hysterie kommentierte er mit den Worten: »Der einzige, der in dieser Stadt eine Gehirnhautentzündung kriegen kann, bin ich.«

Das ist typisch Matthias Hagenbusch, bei solchen Zitaten weiß ich jedes Mal nicht, ob ich lachen oder weinen soll. Denn im Februar 2012 ist Matthias gestorben.

Ich hätte gerne noch viele Stiftungsfeste mit ihm zusammen erlebt.

Aus dem Verbindungsleben der Jahre 1974 bis 1979

Dr. med. Peter Napiwotzky

Die Aktivitas der Wartburg war im Wintersemester 1974/75 stark. Zum Jahresanfang Januar 1975 waren wir bei Jürgen Lüders, damals noch in Viernheim bin ich als Fux eingetreten, u. a. auch Frieder Behringer und Franz Scherer. Als erstes mussten Hermann Josef Hartmann und ich mit Jürgen zu Helga ins Krankenhaus, an diesem Nachmittag wurde ihr Sohn Ulf geboren.

Im Sommer 1975 (Senior Wolfgang Schäfer) großes Stiftungsfest, Schiffahrt mit 102 Personen!

Im Wintersemester 1976/77 großer Festkommers zu Ehren der Alten Herren Hans-Carl Scherrer, Fritz Schneider senior, Erich Kühn und auch Fritz Schneider junior.

Im Sommersemester 1977 war ich dann selbst Senior, der Tutor Ulrich Soya endlich ausgezogen (Haus in Neckargmünd/Dilsberg fertig), kurze Zeit später ist er ausgetreten.

Erich Kühn hatte den Altherrenvorsitz an Hans-Carl Scherrer übergeben, Jürgen Lüders wurde AH-Vize, damals gab es noch keine Trennung zwischen AThG- und Altherrenvorsitz! Nach einer Vorstandssitzung im Wartburghaus hatten Wolfgang Schäfer und ich als Senior AH Scherrer die Zusage abgerungen, bei Schwierigkeiten bei der Hausbelegung auch an Frauen zu vermieten! Der kommissarische Hausverwalter Dieter Lasch hat das dann im Herbst umgesetzt, die vier mit einem Mietvertrag versehenen Damen sollten die Wohnung im Anbau bekommen, die (eigentlich dort wohnende) türkische Familie, die im Haus putzte, kam dann aber doch aus dem Urlaub zurück.

Als Jürgen Lüders die Frauenquote mitbekommen hatte, versuchte er, dies noch zu verhindern, eine der Damen hat auf ihren Mietvertrag verzichtet, die drei anderen zogen dann für ein Semester in die freie Tuto-ren-Wohnung.

Im selben Wintersemester reichte ein Bundesbruder nach bestandinem Examen sein Zimmer an seine hier studierende Schwester weiter, es waren doch wieder vier Damen, aber – wie gesagt – nur für ein Semester.

Im Sommersemester 1978 dann wieder großes Hochwasser, der Keller war komplett unter Wasser, das Klavier abgesoffen, der Senior

(Frieder Behringer) mit Lungenentzündung in der Uniklinik. Insgesamt daher eher bescheidenes 115. Stiftungsfest, AHx Scherrer war krank, ich vertrat den Senior; die Rede von Jürgen Lüders als AHx-Vertreter war unterirdisch schwach.

Insgesamt hatten wir aber unsere Ziele erreicht: Ulrich Soya war weg, Hans-Carl Scherrer war mehr Verbindungs-AH als AThG-Vorsitzender, im Unterschied zu seinem Vorgänger Erich Kühn. Trotz dieses gefühlten Erfolgs war die Aktivitas zahlenmäßig schwächer, acht Füxe wie in meinem Fuxensemester gab's nie mehr, selten mehr als zwei.

In den siebziger Jahren waren wir auch noch im DWV, Verbandstage waren meist in Weissenburg in Bayern, der dortige Oberbürgermeister Dr. Zwanzig war DWV-Mitglied. Neben der Cheruskia Bonn, der Vandalia Bochum, der Thuringia Bursa Hamburg und der Masuria Leipzig zu Braunschweig waren wir noch eine der wenigen aktiven Verbindungen. Mit der Cimbria Heidelberg gab's einmal im Jahr eine Kreuzkneipe.

Übrigens, unser 125. Stiftungsfest im Jahr 1988 wurde mit dem DWV-Verbandstag zusammengelegt, es fand natürlich in Heidelberg auf dem Schloss statt.

Folgende Seite:

Das Hochwasser von 1978 in der Unteren Neckarstraße und auf dem Krahnenplatz.
Bilder: Dr. Peter Napiwotzky.



Meine Wartburg-Erinnerungen

Gernot Gottwals, M.A.

Denke ich an meine ersten Wartburgjahre ab dem Wintersemester 1989, dann fällt mir immer wieder ein Wort ein: »Wende«. Es mag daran liegen, dass mein Studienbeginn in Heidelberg tatsächlich mit der Zeit der deutschen Wende zusammengefallen ist. Aber sicher auch daran, dass in der Wartburg damals der große Umbruch erfolgen sollte: Das Haus in der Unteren Neckarstraße 21 sollte endlich saniert oder aber gar verkauft werden, denn es hatte selbst für lockere und anspruchslose Erstsemester doch einen etwas morbiden Charme. Und für die Frauen, die in die Wartburg einziehen wollten, stellte sich die Frage, wie lange und unter welchen Bedingungen sie im Haus wohnen oder vielleicht sogar in die Studentenverbindung eintreten können, die sich eigentlich so modern und alternativ gab, dass man schon fast nicht mehr von einer traditionellen Verbindung sprechen konnte.

Doch das alles war mir zunächst gar nicht so richtig bewusst, als ich am letzten Vorlesungstag des Sommersemesters 1989 in der Unteren Neckarstraße 21 klingelte. Mein Griechischlehrer an meinem Gymnasium im Sauerland kannte Heidelberg und hatte immer mal wieder von einem schönen Studentenwohnheim in der romantischen Altstadt Heidelberg mit einer eigentlich netten und weltoffenen Verbindung gesprochen. Meine Mutter hatte in vorauselender Fürsorge eine passende Adresse in der Unteren Neckarstraße 21 über das Studentenwerk besorgt – erst später stellte sich dann heraus, dass der Griechischlehrer eigentlich das Wingolfshaus gemeint hatte. Aber bis dahin war ich irgendwie schon halbwegs angekommen in dieser neuen Familie – ja, Familie trifft es eigentlich recht gut, denn viele Wartburger, die ich in den ersten Semestern meiner Wohnzeit kennenlernte, waren gerade Eltern geworden. So auch Michael Putzke, der im Sommer 1989 gerade dabei war, den Staffelstab der Hausverwaltung an seinen Nachfolger Ludger Sobkowiak zu übergeben.

Ich hatte mich für so exotische Fächer wie Indogermanistik und klassische Philologie eingeschrieben, nach einem netten Small Talk mit Kindergeschrei auch die angesichts großer Sommerhitze recht unkonventionell improvisierte Semesterabschluss-Kneipe überstanden und danach etwas blauäugig Mietvertrag und Aufnahmeantrag unterschrieben.

Später lernte ich dann, dass das eher unüblich war und die meisten Neubewohner erst mal kritisch das Geschehen zwei Semester lang beäugten, gemäß dem Motto: Wer sich auch nur als Füklein bindet, ergründe zuerst, was sich in den Tiefen des Kellers befindet. Ich staunte zunächst, was sich vor dem Keller befand: Ein Anbau mit Fahrradschuppen und Sanitärräumen, der den Bewohnern des ersten Stockes eine Dachterrasse bescherte – von innen nur zugänglich über das Fenster der Küche im ersten Stock, was eigentlich nicht ganz ungefährlich war. Aber damals gab es noch für jedes Stockwerk eine separate Küche.

So lernte ich allmählich das Haus- und Verbindungsleben kennen und merkte bald, dass neben der violett-weiß-grünen auch öfters mal eine blau-weiß-rote Fahne mit »Stars and Stripes« wehte. Denn das »American JuniorYear«-Programm bringt uns seit jeher pro Semester ein bis zwei US-amerikanische Studenten, die mir das Leben ihres Kontinents nahe brachten. Hierdurch lernte ich zum ersten Mal »Halloween Partys« kennen, die damals in Deutschland noch nicht so geläufig waren. Und ich lernte, dass der »Barkeeper« eigentlich »Bartender« heißt. Ich habe es auch später jederzeit als große Bereicherung empfunden, dass unsere Wartburg als offenes und internationales Haus Menschen aus aller Herren Länder offensteht. Natürlich kam es auch immer wieder vor, dass diese Menschen Kulturen mitbrachten, die für uns etwas gewöhnungsbedürftig waren. Und dass aus Hausbewohnern Freunde und Bundesbrüder wurden, mit denen der regelmäßige Kontakt nach dem Studium doch sehr schwer fiel, weil ihr Heimatland, in das sie zurückkehrten, allzu weit weg entfernt lag. Aber angesichts der vielen unschönen rechtspopulistischen Ereignisse unter anderem in Chemnitz ist es mir an dieser Stelle besonders wichtig zu sagen, dass Toleranz und Weltöffnenheit in meiner Wahrnehmung immer den Geist unseres Wartburghauses bestimmt haben. Und dass ich hoffe, dass das auch immer so bleibt!

Wenn man mich fragt, was ich damals in meinem Zimmer mit der Nummer 202 (schräg gegenüber der Küche im ersten Stock, neben dem langjährigen Zimmer von Martin Günsche) erinnernswert oder gar kultig fand, dann fällt mir dazu vor allem dieser eingebaute und aufklappbare Waschschrank ein. Eine durchaus praktische Einrichtung, die dazu führte, dass man sich nur in gemeinsamen Dusch- und Toilettenräumen öfter einen Wettkampf mit den Mitbewohnern um die begrenzten Plätze

liefern musste. Für mich eigentlich keine völlig neue Erfahrung. Man muss dazu wissen, dass ich zuvor neun Jahre lang in Internaten gelebt hatte und große gemeinschaftliche Waschräume ebenso gewohnt war wie Speisesäle, in denen man zu festgelegten Zeiträumen die gemeinsamen Mahlzeiten einzunehmen pflegte.

Die Wartburg bescherte mir als Wohnheim mit rund 30 Mitstudenten, von denen einige so wie ich recht individuelle und eigensinnige Charaktere waren, eine neue, zunächst ungewohnte Freiheit.

Wann sollte ich morgens aufstehen, wenn nicht eine frühe Vorlesung drängte, wann zu Mittag- oder Abend essen? Die nahegelegene Marstallmensa war zwar verlockend bequem, doch das Essen aus Sicht vieler Studenten nur bedingt genießbar. War es also üblich, sich mit den Mitbewohnern zu festen Zeiten zum Mitkochen und Mitessen in den Stockwerksküchen zu verabreden oder gar mit dem Minikochbuch zum Selbstversuch zu greifen? Als ich Frischling die alten Hasen auf diese Frage ansprach, wurde mir nur etwas verständnislos zugerufen: »Jeder erwachsene Mensch sollte doch dazu in der Lage sein, Zeit, Ort, Art und Qualität seiner täglichen Verpflegung selbstbestimmt und eigenverantwortlich zu organisieren!« Nun denn, mit der Zeit spielte sich hier bei mir auch mein ganz eigener und selbstbestimmter Rhythmus ein.

Doch auch ganz andere Dinge des alltäglichen Bedarfs galt es, gemeinsam und dabei vor allem rücksichtsvoll zu regeln. Im Zeitalter des Smartphones ist es kaum noch vorstellbar, wie damals das Telefonieren funktionierte. Nicht einmal die einfachsten tragbaren Fernsprecher waren in den frühen 1990er Jahren soweit entwickelt und zur Marktreife gebracht, dass sie für einfache Studenten erschwinglich gewesen wären. Auch beliebig viele Telefonapparate mit Festnetzanschlüssen waren auf den Stockwerken oder gar in den Zimmern nicht umsetzbar, weil dazu schlichtweg das alte analoge Netz im Wartburghaus nicht ausreichte.

Also verständigte man sich auf folgende Regelung: Wer neben seinem Studium bereits einer geregelten Arbeit nachging und deshalb aus beruflichen oder im Einzelfall auch familiären Gründen eine dringende telefonische Erreichbarkeit nachweisen konnte, der durfte sich ausnahmsweise einen privaten Festnetzanschluss auf sein Zimmer legen lassen. Für die übrigen Hausbewohner stand das Gemeinschaftstelefon im Erdgeschoss zur Verfügung, das zunächst noch etwas antiquiert aus einer Wähl scheibe mit Vorhängeschloss und einem Zähler bestand.

Daneben lagen ein Heft zum Eintragen der vertelefonierten Einheiten und ein weiteres Telefondienstheft. Besonders toll war immer, wenn man im benachbarten Fernsehraum einen spannenden Film guckte, dann vergebens einen angerufenen Hausbewohner im zweiten Stock suchte und dann von dem Anrufer eindringlich gebeten wurde, nochmal hinaufzurennen und einen Zettel vor die Tür zu legen, weil der Hausbewohner bestimmt spät abends nach anstrengendem Jobben heimkommen und sicher nicht mehr daran denken würde, ins Nachrichtenheft zu schauen.

Ich weiß aber auch noch, wie ich einmal eifersüchtig wurde, als ein Frauenschwarm unter den Hausbewohnern in einer halben Stunde von drei verschiedenen Frauen angerufen wurde und ich drei Mal ins Nachrichtenheft schreiben sollte: »Ich hab dich lieb!« Wer hatte mich denn lieb? Nun ja, da sollte sich später auch noch die ein oder andere etwas abenteuerliche Geschichte mit einer jungen Dame aus dem Anbau ergeben, der irgendwie immer so etwas wie ein Eigenleben hatte, wenn man denn über all die vielen Fahrräder gestiegen war. Aber das nur am Rande ...

Apropos Damen: Es gab durchaus Studentinnen im Haus, die besonders wichtig waren. Denn die Verbindung hatte einen Senior, die Hausgemeinschaft eine Seniora, oder besser gesagt eine Hausseniora. Denn es war in den Statuten der AThG Wartburg vorgesehen, dass es jemanden geben sollte, der bei Unstimmigkeiten zwischen den verschiedenen Hausbewohnern oder im Bedarfsfall auch zwischen Hausbewohnern und Bundesbrüdern vermitteln sollte. Grundsätzlich konnte das eine Frau oder ein Mann sein, einmal war es z. B. Bundesbruder Andreas Bischof, der in seinem neuen Amt gleich noch mit der Zusatzfunktion beauftragt wurde, die Schlüssel für die Waschmaschine zu verwalten, was ihm dann den Ehrentitel »Lord of the Keys« einbrachte.

Aber generell war durchaus gewünscht, dass eine Frau dieses Amt übernehmen sollte. Denn Frauen wohnten ja in der Regel bis zu vier Semester in der Wartburg und hatten so auch die Möglichkeit, sich in die Hausgemeinschaft einzubringen. Zudem hatte die Hausseniora oder der Haussenior neben dem Verbindungsseior und den übrigen AThG-Vertretern auch ein Mitspracherecht bei der Vergabe der Mietverträge für das kommende Semester. Was natürlich eine heikle Angelegenheit war, galt es doch manchmal auch, persönliche Interessenskonflikte zu vermeiden.

Als etablierter Bundesbruder mit kaum begrenztem Wohnrecht sah man das freilich alles etwas entspannter. Aber wenn man für andere Hausbewohner ein Votum abzugeben hatte – sei es in der AThG-Vorstandssitzung, auf dem Konvent oder auch in einem persönlichen Gespräch mit den Verantwortlichen – dann wusste man auch, dass man später von Hausbewohnern angesprochen werden konnte und das ein oder andere Mal auch weniger erfreuliche Nachrichten zu verkünden hatte.

Anfang der neunziger Jahre sahen sich die Hausgemeinschaft und die Verbindung mit der ernsthaften Frage konfrontiert, wie es denn nun mit dem Haus weitergehen sollte. Sanierung oder vielleicht doch Verkauf? Immer wieder wurde das Argument vorgebracht, das Haus in der Unteren Neckarstraße sei für ein Verbindungshaus ohnehin zu groß und habe nur eine Zukunft als gleichzeitiges Studentenwohnheim in Kooperation mit dem Studentenwerk. Doch die Umbau- und Sanierungskosten würden immens teuer werden. Dass das alte Wartburghaus in Handschuhsheim nicht wiederzuerwerben war, stand zudem außer Frage. Aber einmal hatten wir doch ein nicht ganz unattraktives Angebot für ein Haus in Neuenheim.

»Auf denn, wir sollten es uns wenigstens mal angucken!«, motivierte uns damals AH Dr. Friedrich L. Cranshaw zu einer Besichtigungstour jenseits des Neckars. Es war ein durchaus schönes und geräumiges Haus – an Einzelheiten erinnere ich mich ehrlich gesagt nicht mehr. Doch ich erinnere mich umso besser daran, dass Georg Eichsteller damals auf den Punkt brachte, was wir alle dachten: »Nein, wir sollten unsere Altstadtlage nicht aufgeben und wollen deshalb unsere alte Wartburg behalten!«

Bald darauf wurden auch die Weichen in einer anderen entscheidenden Frage gestellt: Frauen sollten in der Wartburg als Hausbewohnerinnen und Freundinnen der Verbindung immer herzlich willkommen sein! Aber eben nicht als Bundesschwestern. Es ergab sich bei einem Antrag auf dem Generalconvent nicht die nötige Zweidrittelmehrheit, weil ein paar Alte Herren doch einen Bruch mit der Tradition sahen oder wie manche jüngeren Bundesbrüder befürchteten, es könne wegen gescheiterter Beziehungen zu Stress im Bundesleben kommen.

Ich selber sah oder sehe das etwas anders, weil ich auch andere Erfahrungen aus gemischten Bünden kenne. Aber ich erkenne gerne an, dass sich im Laufe der Jahre ein harmonisches Miteinander mit vielen auch ehemaligen Hausbewohnerinnen und Partnerinnen von Bundes-

brüdern ergeben hat, die gerne am Bundesleben teilnehmen, sich in der Hausgemeinschaft oder in Veranstaltungen sogar aktiv einbringen – so z.B. beim Maibrunch oder mit dem Salatbuffet beim Grillen zum Stiftungsfest. Und so lange alle mit dieser Situation glücklich oder zumindest zufrieden sind, ist es ja die Hauptsache.

Tagtäglich wurde den Bewohnern jedoch klar, dass die Bausubstanz und die Inneneinrichtung unseres Wohnheims nicht unbedingt besser wurden. Und wenn es in den Wohnräumen zunehmend miefiger roch, war oft nicht klar, ob das an zunehmendem Schimmel lag, der vor allem im Anbau ein Problem war, oder vielleicht doch an den Körperfüchten des einen oder anderen Mitbewohners. Und im Zweifelsfall wurde unsere vierbeinige Mitbewohnerin unter Generalverdacht genommen: Unsere Hauskatze Minou, manchmal auch fälschlicherweise Kater Karlo genannt. Und wenn dann auch noch das Hochwasser hinzukam, dann befand sich die Wartburg im Ausnahmezustand. So wie auch im Winter 1992/93, als die Wartburg kurz vor Weihnachten von einem ziemlich heftigen Hochwasser heimgesucht wurde.

Mindestens eine durchwachte Nacht lang sicherten wir unser Haus mit Sandsäcken, probierten uns an der Pumpe im Keller oder versuchten wenigstens das Wasser mit Eimern herauszuschöpfen. Auch das hat die Hausgemeinschaft durchaus zusammengeschweißt. Und man hatte bei so viel Wasser wenigstens eine Ausrede, mal nicht so gründlich seine Hausaufgaben für die Uni zu erledigen. Und wenn die Telefonleitung im Haus tot war, halfen auch die Zimmeranschlüsse nicht mehr weiter.

So manchem Kommilitonen, der uns damals fragte, ob wir unsere Praxissemester etwa in den Wartburgkeller verlegen wollten, rief Bundesbruder Holger Noack zu: »Na klar, ich studiere doch gerade Aquaristik!« Nebenbei bemerkt: Hauskatze Minou wurde von Bundesbruder Martin Branco vor den vordringenden Fluten des Neckars in das Haus seiner Eltern gerettet, wo sie noch einen angenehmen Ruhestand verbracht haben soll.

Doch das Wasser sollte ein schwieriges Thema bleiben: Denn mit der Haustechnik gab es bis Mitte der 1990er Jahre immer mehr Probleme – vor allem mit den Wasserleitungen. Oft schickte ich meinen Zimmernachbarn morgens durch das Waschbecken meines Waschschranks Morgengrüße, wie ich es zu nennen pflegte: Wenn ich morgens den Wasserhahn aufdrehte, gluckerte es wenige Sekunden später im Becken des benachbarten Zimmers.

Aber es blieb eine ebenso schwierige Aufgabe, die nötigen finanziellen Mittel für die längst fällige Haussanierung zusammenzubekommen. Immerhin: Seit die damalige Oberbürgermeisterin Beate Weber (SPD) den Erhalt des Studentenwohnheims Wartburg gewissermaßen zur »Chefsache« erklärt hatte, ging es voran, auch die Finanzierung durch die verschiedenen Kreditanstalten nahm nun konkrete Züge an. Auch wenn es im AThG-Vorstand noch so manches Mal hieß, man wolle sich nicht »zum Bettelprinzen machen«, um die Arbeiten an der zu erwartenden Großbaustelle Wartburg zu finanzieren. Keine Frage, die Sanierung des Wartburghauses blieb eine Mammutaufgabe, auch verschiedene Fragen mit den Baubehörden waren noch zu klären, vor allem auch mit dem Denkmalamt. Aber zum Sommersemester 1995 konnte es mit der Sanierung endlich losgehen!

Nach einem Auslandssemester in Italien war ich im Juli 1994 wieder nach Heidelberg zurückgekommen, und nun galt es abermals, für die Haussanierung umzuziehen. Dieses Mal ging die Reise »nur« nach Schlierbach. Während ich versuchte, dort heimisch zu werden, galt es gleichzeitig, mit den letzten verbliebenen Hausbewohnern und externen Bundesbrüdern die Wartburg zu entrümpeln.

Für das Sommersemester 1995 gab es ein sehr reduziertes Semesterprogramm, man kam überein, das Stiftungsfest im Haus des VdSt! und der Katholischen Hochschulgemeinde zu feiern und eine Besichtigung der Großbaustelle Wartburg ins Programm aufzunehmen. Und da gab es dann für alle Bundesbrüder eine faustdicke Überraschung!

Wir mussten nämlich hören, dass der Statiker, der während der Umbauarbeiten hinzugezogen worden war, feststellen musste, dass die Stabilität unseres geliebten Hauses auf weitaus wackligeren Füßen stand, als wir alle gedacht hatten. Und ohne die Säule im Erdgeschoss nahe der Eingangstür, die einen Großteil der Last trug, hätte es mit der Standfestigkeit unserer Wartburg arg brenzlig werden können.

Mittlerweile war es Juli 1995. Klimawandel, Jahrhundertsommer? Nun ja, einen kleinen Vorgeschmack auf die Rekordjahre 2003 und 2018 sollten wir schon in jenen Hochsommerwochen bekommen! Damals hieß es, gegen eine eher symbolische Aufwandsentschädigung »abzukratzen«, wie wir es nannten. Will heißen, noch verbliebene restliche Teppichfliesen in den Zimmern herauszureißen und den Putz vom Estrich zu lösen. Denn wenn die Fachkräfte diese Arbeiten auch noch hät-

ten übernehmen müssen, wären die Arbeiten noch teurer geworden. Bundesbrüder bekamen damals, wenn ich mich recht erinnere, 10 Mark pro Stunde, ehemalige Hausbewohner und andere Freunde, die dafür ihre Ferienzeit opferten, etwas mehr Geld.

Nun ja, auch so kann man den Bund zusammenschweißen! Schweiß im wahrsten Sinne des Wortes! Und die Hitze wollte kein Ende nehmen – bis auf einen Tag im August, als ein extrem starkes Unwetter mit Hagel über Heidelberg hinwegfegte und den Himmel derart stark verdunkelte, dass bereits um 14 Uhr die Straßenbeleuchtung angeschaltet werden musste. Es waren unvergessliche Tage!

Gut zwei Monate später machten wir Wartburger eine nächste prägende Erfahrung, was die Dauer von großen Bauprojekten betrifft. Berlin-Schönefeld? Die Hamburger Elbphilharmonie? Auch das erlebten wir in unserem Haus im Kleinen. »Ich bin doch hier der neue Hausverwalter und nicht der Sanierungsverwalter!« Diesen Satz hörte ich öfters von Bbr. Holger Noack, der nach einem Auslandssemester in England zurück nach Heidelberg gekommen war und feststellen musste, dass die Sanierungsarbeiten erheblich hinter dem Zeitplan hinterherhinkten.

Da die neue Wartburg an vielen Stellen noch immer einer Großbau stelle glich, sollte nicht nur für ihn monatelang das Studieren zu kurz kommen, was mit Blick auf sich nähernde Prüfungstermine ziemlich brenzlig wurde. Holger, eine weitere Hausbewohnerin und meine Wenigkeit gehörten dennoch zu den drei Pionieren, die in das Wartburghaus zurückzogen und sich mit Baustellenöfen über das dann doch recht kalte Spätjahr hinweghelfen mussten!

Da das Haus auch ein paar Wochen nach Vorlesungsbeginn gerade so notdürftig bezugsfertig war – von einer wirklichen Fertigstellung konnte keine Rede sein – wurden damals auch bei der Aufnahme weiterer Hausbewohner die bisherigen Regeln aufgeweicht, vielleicht sogar Tabus gebrochen. Damals zog ein Farbenbruder der Alten Landsmannschaft Afrania bei uns ein, auch einige andere jüngere und ältere Neumieter, die streng genommen eigentlich keinem Studium nachgingen.

Und unser ältester Hausbewohner, schottischer Herkunft, der offenbar psychisch krank war und sich an so gar keine Hausregeln halten wollte, sollte uns noch einige Monate beschäftigen und so manch schlaflose Nacht bescheren!

Aber auf solche Personalien und die vielen Details der unendlichen Geschichte der Haussanierung näher einzugehen, würde hier sicher den

Rahmen dieser Darstellung sprengen. Da wären die damaligen Hausverwalter bzw. deren Vertreter auch die besseren Ansprechpartner.

Immerhin: Nach einigen weiteren spannenden und manchmal auch nervenaufreibenden Monaten konnten im Frühjahr 1996 endlich die Sektkorken knallen! Das Mammutprojekt Haussanierung war geschafft und auch jene Nachbarn, die unter dem Baulärm und auch schon zuvor unter einer Vielzahl lauter Hauspartys zu leiden hatten, waren unsere Gäste – und eine Nachbarin mit Namen Kühn zeigte sich zur großen Einweihungsfeier tatsächlich versöhnlich! Allerdings nicht, ohne uns jenes spezielle Gastgeschenk zu überreichen, an das wir selbst nie gedacht hatten: Eine ausführliche Text- und Fotodokumentation der zahllosen lauten und zeitweise auch recht geruchsintensiven Bauarbeiten. Ich weiß noch, dass ein Wort in ihren Aufzeichnungen immer wieder auftauchte: Stinkstiefel! Ob sie damit unfreundliche und griesgrämige Poliere meinte oder Dixieklos, die als Notbehelf immer wieder aufgestellt werden mussten, wird wohl auf ewig ihr Geheimnis bleiben!

In den folgenden Semestern spürte auch ich jenen unwiderstehlichen Drang, endlich den Abschluss meines sicher nicht gerade sehr schnellen und immer zielstrebigen Studiums anzustreben und mich entsprechend aus dem laufenden Haus- und Verbindungsgeschehen zurückzuziehen. Was mir schließlich auch im Sommersemester 1998 endlich glücken sollte!

Ein weiteres Semester hingte ich noch dran – und musste zum ersten und zum Glück einzigen Mal Studiengebühren zahlen –, da ich noch mit dem Gedanken einer Promotion spielte. In dieser Zeit entdeckte ich den Journalismus für mich als berufliche Alternative, bald darauf ging es von der Wartburg und der Rhein-Neckar-Zeitung zurück nach Frankfurt und zur Frankfurter Neuen Presse.

Gut 20 Jahre später standen erneut Sanierungsarbeiten in unserer Wartburg an, vor allem im Keller und in den Bädern. Und Bbr. Dr. Wolfgang Schäfer, der damals bei der Sanierung den Bau der Trennwand im Kellergewölbe vorgeschlagen und durchgesetzt hatte, stand zu seinem Wort: »Sollten wir jemals so groß werden, dass der verkleinerte Keller für uns nicht mehr ausreicht, dann lasse ich die Wand auf eigene Kosten wieder einreißen!« Gesagt, getan.

Fazit: Als ich im WS 1989/90 in die Wartburg einzog, standen wir kurz vor der Wende! Wir mussten zwar nicht aus Ruinen auferstehen, aber doch einen ansehnlichen Kraftakt des Hausumbaus und des Neubeginns danach bewältigen!

Dass wir das erfolgreich geschafft haben und heute als Hausgemeinschaft und Verbindung eigentlich ziemlich gut dastehen, wird mir vor allem beim Vergleich mit anderen Verbindungen unseres ehemaligen Dachverbands, dem »Deutschen Wissenschafter-Verband« (DWV) klar. Niemand dort konnte ein Haus sein Eigen nennen, konnte bestenfalls eine WG oder ein Haus auf Zeit mieten, jedoch nicht dauerhaft halten, da die personellen Strukturen und die finanziellen Rücklagen dazu schlichtweg nicht ausreichten. In keiner dieser Verbindungen konnte die Aktivitas überleben, folglich gibt es auch nirgendwo mehr eine feste Adresse, Konstante oder gar Hausgemeinschaft von aktiven Studenten, die man heute in Bochum, Bonn, Braunschweig oder Hamburg finden könnte.

Doch unser Wartburghaus ist und bleibt nach wie vor ein Wahrzeichen und eine Landmarke in der Altstadt in Heidelberg – und das natürlich mit dem charakteristischen Erker – der stammt zwar nicht mehr aus der ursprünglichen Bauzeit im Spätbarock, wurde jedoch anders als der Anbau derart prägend für unser Haus, dass man davon sogar das Denkmalamt überzeugen konnte. In diesem Sinne: *»Vivat, crescat, floreat Wartburghaus in aeternum!«*



Oben links: Blick durch die Deckenbalken zwischen dem 1. und dem 2. Obergeschoss bis ins Erkerzimmer; oben rechts: Das Treppenhaus nach der Renovierung. Bilder: Archiv der Akad.-Theol. Gesellschaft.

Unten: Das Wartburghaus im Frühjahr 1996 nach der Renovierung, vom Marstall aus. Bild: Dr. Claus Kilpert.





Oben links: Die ursprüngliche Eingangstür wird wiederhergestellt (vor der Renovierung führte sie in den Anbau; oben rechts: Der Flur im Erdgeschoss; unten: Die Gemeinschaftsküche. Bilder: Archiv Akad.-Theol. Gesellschaft.



Ein frisch gemachtes Nest

Markus Brümmer

So fühlte es sich an, als ich im Mai 1996 in das frisch renovierte Wartburghaus einzog – wie ein frisch gemachtes Nest in bester Lage in der Heidelberger Altstadt, direkt neben dem Marstall am Neckarufer – ein absoluter Traum. Von außen konnte man den hervorragenden Zustand des renovierten Hauses zunächst nur erahnen, gewann man doch den Eindruck, man zöge in ein dreihundert Jahre altes Palais ein, wobei die ebenfalls neu gemachte und dennoch historische Fassade eines Barockpalais durchaus in einem gewissen Gegensatz zum funktionalen Innenleben des Wohnheims stand.

Innen war praktisch alles neu, stilistisch auf dem aktuellen Stand eines Wohnheims im ausgehenden 20. Jahrhundert – mit Ausnahme der knarzenden Treppe ins 2. Obergeschoss – und damit so gut wie unbenutzt. Sanitäre Anlagen: top. Küche: zunächst top, wobei hier der Verschleiß naturgemäß schnell zuschlug. Zimmer: top. Komplett neu möbliert, alles was man als Student brauchte, war vorhanden: Bett, Schreibtisch, Stuhl, Bücherregal, Kleiderschrank. Nur High-Speed-W-Lan gab es leider nicht, das gab es damals allerdings noch nirgends. Immerhin hatten wir ein Münztelefon (!) für alle im Foyer. Mein kleiner Röhrenfernseher mit 36er Diagonale auf dem Zimmer konnte nur mit Zimmerantenne betrieben werden, aber immerhin hatte ich einen. Wie wir mit dieser technischen Ausstattung überlebt haben, ist mir heute ein Rätsel. Studentengenerationen des 21. Jahrhunderts dürften mir in diesem Punkt sicher zustimmen.

Das Wartburghaus vor der Renovierung durfte ich leider nicht mehr kennenlernen, aber ich konnte mir ein Bild vom ehemaligen Erscheinungsbild verschaffen durch zahlreiche Erzählungen und Geschichten, die sich um das Gebäude rankten. Mein Fazit: Trotz allen Charmes, den ein etwas heruntergekommenes Haus entfalten kann, muss es Anfang der neunziger Jahre wohl kein Spaß mehr gewesen sein, in dem stark sanierungsbedürftigen Haus zu wohnen.

Im Zuge der Renovierung wurde architektonisch nun so einiges auf den Kopf gestellt: Es gab nur noch eine Küche für 30 Bewohnerinnen und Bewohner – ein mutiges Vorhaben, war doch zuvor auf jeder Etage eine Küche installiert. Ob das wohl funktionieren konnte – 30 junge

Menschen mit nur einer Küche? Zudem wanderte die Bar vom heutigen Eingangsbereich in den beeindruckenden Gewölbekeller des historischen Gebäudes. Es gab sicher noch eine Menge weiterer Veränderungen, auf die ich hier nicht näher eingehen möchte, um den Rahmen nicht zu sprengen.

Nur eines möchte ich nicht unerwähnt lassen: Etwa fünf Jahre nach der Großrenovierung wurde um die Jahrtausendwende das schmucke Erkerzimmer, das insbesondere aus der Außenperspektive im Stadtbild Heidelbergs hervorsticht und das neben dem Keller sicher ein Highlight des Hauses darstellt, vergrößert und in seinen ursprünglichen Zustand zurückversetzt – trotz des Verlustes eines Zimmers war dies meines Erachtens die richtige Entscheidung, da das gemeinschaftlich und mitunter für die Unterbringung von Gästen genutzte Zimmer durch die Umbaumaßnahme an Charme und Atmosphäre einen echten Zugewinn verzeichnete.

Was kam am Ende nach der Renovierung des Wartburghauses nun heraus? Ein Wohnheim oder doch nicht eher eine sehr große 30er-WG?

Ich denke, die Wahrheit liegt letztlich irgendwo in der Mitte. Durch die gemeinschaftliche Küche mit angrenzendem Aufenthaltsraum konnte einerseits ein soziales Zentrum für das ganze Haus geschaffen werden, das atmosphärisch einer überdimensionalen WG am Nächsten kam. Andererseits befanden sich auf jeder Etage getrennte Flure mit jeweils ca. vier bis fünf Zimmern, die eher klassischen Wohnheimcharakter entfalteten und auch Rückzugsraum für den Einzelnen boten.

Das Wartburghaus als studentisches Wohnheim war in seiner Geschichte noch nie klar einer eindeutigen Kategorie zuzuschreiben – eine Art Zwitterwesen also? Die Antwort mag jeder Ortskundige für sich selbst finden, in meinen Augen ist das Haus mit Blick auf seine Struktur auf jeden Fall etwas Besonderes, ich würde fast sagen Einzigartiges. Aber dazu später mehr.

Ich persönlich durfte damals in das geräumige Zimmer 308 gleich neben dem Erkerzimmer im obersten Stockwerk einziehen, für meine Begriffe nach wie vor eines der schönsten Zimmer des Hauses. Nachdem man die bereits erwähnte knarzende Treppe erklommen hatte, links in den Flur einbog, die schöne alte Zimmertür mit dem historischen Türgriff aus Messing öffnete und das Zimmer betrat, wurde man mit einem grandiosen Blick auf den Neckar und das Neuenheimer Ufer

samt Heiligenberg belohnt. Handelte es sich beim Wartburghaus um ein Hotel, würde man das Zimmer wohl teuer als Premium-Zimmer mit Fluss- und Bergblick anbieten.

Klar, die stark befahrenen Neckarstaden bekam man ohne Aufpreis mit dazu, aber für jemanden mit gutem Schlaf, wie ich es zu jener Zeit war und glücklicherweise heute immer noch bin, stellte dieser Umstand kein Problem dar, und so konnte ich selbst in den berühmt-berüchtigten schwülheißen Heidelberger Sommernächten durchaus mit offenem Fenster schlafen.

Was das Wartburghaus für mich am Ende neben aller Wohnqualität aber vor allem ausmachte, war der auch heute noch spürbare – ich nenne es einmal – »Wartburg-Spirit« (man entschuldige dem Englischlehrer den Anglizismus, aber ich finde ihn hier passend). Man fühlte sich in diesem Haus stets gut aufgehoben in einer Art großer Wartburgfamilie, vielleicht ja auch deshalb, weil dieser Ort aufgrund seiner langen Geschichte eine gewisse Ausstrahlung verbreitete.

Aber nicht nur die Geschichte des Hauses trug zu diesem besonderen Geist bei, sondern auch die einzigartige Struktur des Hauses nach der Renovierung mit der Küche im Erdgeschoss als alleinigem Zentrum erscheint mir dafür mitverantwortlich. Es war immer jemand in der Küche für ein nettes Schwätzchen und dieser Umstand führte unweigerlich dazu, dass man mit einer Unzahl unterschiedlichster Charaktere in Kontakt kam, was sich in der Retrospektive als hervorragende Schule für das spätere Leben herausstellte, musste man doch mit all diesen Menschen zurechtkommen und ebenso den einen oder anderen unvermeidlichen Konflikt austragen und bewältigen.

Unterstützt wurde dies zudem durch die ausländischen Studierenden im Haus, allen voran die permanent bei uns wohnenden amerikanischen Gaststudenten des »American Junior Year«-Programms, einer eindeutigen Bereicherung der Wartburggemeinschaft. Toleranz gegenüber Andersdenkenden, gegenseitige Rücksichtnahme sowie gegenseitiger Respekt wurden somit quasi *en passant* gelernt, und nicht zuletzt bot das Wartburghaus als Schmelztiegel von Menschen unterschiedlicher Herkunft auch interkulturelles Lernpotential, indem man die Welt einmal aus der Perspektive eines Menschen mit anderem Hintergrund und dazugehöriger Weltsicht wahrnehmen konnte.

Insbesondere in heutiger Zeit erachte ich Werte wie Toleranz, Rücksichtnahme und Respekt als zentral zu vermittelnde Werte in unserer Gesellschaft angesichts der in die entgegengesetzte Richtung rückenden politischen Entwicklung in unserem Land mit zunehmend rechtsextremen Ausschreitungen und Rechtspopulisten, die immer mehr Zulauf finden. Eine Entwicklung, die ich mit großer Sorge beobachte, und der das Wartburghaus mit seiner Offenheit und integrativen Wirkung hoffentlich ein wenig entgegensteuern konnte und auch heute noch kann.

Der erwähnte »Wartburg-Spirit« drückte sich jedoch nicht nur in der soeben dargestellten individuellen Persönlichkeitsentwicklung aus, sondern ebenso im studentischen Alltagsleben, in dem es selbstverständlich immer etwas zu feiern gab. Und hier kommt nun er ins Spiel: der legende Gewölbekeller mit der Bar, das Juwel des Hauses.

Hatte man den Zugang über die zugegebenermaßen etwas abenteuerliche Treppe geschafft, fand man als Hausbewohner die perfekte »Partylocation« vor (man entschuldige erneut den Anglizismus, aber so heißt das heute nun mal auf Neudeutsch). So durfte ich als Barkeeper über diverse Semester in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre bis tief in die Nacht am Donnerstagabend Cocktails mixen und wir konnten im Keller ausgelassen und mal mehr, mal weniger stilvoll feiern. Und man mag es nicht glauben: Auch nach intensiverem Alkoholkonsum ist mir kein Unfall auf der steilen und ungleichmäßigen Kellertreppe bekannt oder je zu Ohren gekommen. Wie war das doch gleich: Kindern und Betrunkenen passiert nichts.

Und dann erstrahlte unser Wartburghaus mitten in der Nacht plötzlich in greißendem Licht. Ein untrügliches Zeichen dafür, dass wir es mit dem Feiern und der Lautstärke einmal wieder übertrieben hatten – zumindest für die sensiblen Ohren unserer Nachbarin Frau K. von schräg gegenüber. Der hell leuchtende Strahler war an Frau K.s dem Krahnenplatz zugewandten Haus montiert, direkt diagonal auf das Wartburghaus ausgerichtet und diente als untrügliches Warnsignal bei zu hoch empfundener Lärmbelästigung.

Ein klarer Fall für den diplomatischen Dienst des Wartburghauses in Person von Chefdiplomat Hans B., der zeitweise wöchentlich bei Frau K. zum Kaffeetrinken weilte, um die Wogen zu glätten und mit seiner sanftmütigen und verständnisvollen Art die ältere Dame milde zu stimmen. Dies wirkte wahre Wunder und in der Retrospektive denke ich, Frau K. genoss die Aufmerksamkeit auch ein bisschen, die ihr von dem

jungen Studenten entgegengebracht wurde. Da schaltete man den Strahler doch gerne ein zusätzliches Mal ein, um für etwas Abwechslung im vielleicht tristen Rentnerinnenalltag zu sorgen. Aber das alles ist ja reine Spekulation. Wie wir schnell herausfanden, waren die Konflikte mit Frau K. nicht neu, und auch frühere Wartburggenerationen hatten schon einige davon auszutragen, bis hin zu geführten Gerichtsprozessen.

Im Gegensatz zu Frau K., die stets mit Misstrauen verfolgte, was bei den Studenten so vor sich ging, wohnte allerdings als Gegengewicht mit unserem damaligen Nachbarn Herrn G. ein sehr wohlwollender und für die Belange der Studenten im Wohnheim stets verständnisvoller Mensch direkt gegenüber auf der anderen Seite der Unteren Neckarstraße. Dies erscheint mir umso bemerkenswerter, als Herr G. vor seinem Ruhestand ein ganz normaler Handwerker war ohne wirklichen Bezug zum studentischen Leben.

In Erinnerung wird mir in diesem Zusammenhang immer die Geschichte bleiben, als ein Hausverwalter des Wartburghauses bei steigendem Neckarpegel Herrn G. einmal fragte, ob er denn mit einem Hochwasser rechne, und dieser in bestem Kurpfälzisch trocken antwortete: »Kummt druf oh, wieviel Wasser die Schwowe uns noch schigge.« Mittlerweile sind leider beide Nachbarn, Frau K. und Herr G., von uns gegangen – viele von uns, die ihre Bekanntschaft machen durften, werden ihr Andenken aus unserer studentischen Perspektive in Ehren halten.

Frau K.s Haus blieb bis heute zumindest von außen weitgehend in gleicher Form erhalten, Herrn G.s Anwesen musste einem schicken neu errichteten Mehrfamilienhaus weichen. Zum Schicksal des Strahlers ist mir nichts bekannt.

Apropos Hausverwalter. Ich selbst hatte trotz allen Engagements für das Haus nie das Amt des Hausverwalters inne, half jedoch immer mal wieder aus, wenn Not am Mann war. In diesem Zusammenhang möchte ich auf eine weitere Besonderheit des Wartburghauses eingehen, wird doch die Auswahl neuer Hausbewohner auch heute noch von einem studentischen Hausverwalter, der gleichzeitig im Haus wohnt, vorgenommen.

Dies erwies sich in meiner Zeit der zweiten Hälfte der neunziger Jahre als sehr verantwortungsvolle Aufgabe, musste man doch immer junge Frauen und Männer auswählen, die in die Gemeinschaft der Wartburg hineinpassen.

Wie sich zeigte, gelang uns das nicht immer gleichermaßen gut und so hatten wir zeitweise mit ordentlichen atmosphärischen Störungen und Querulantentum am Ende des letzten und zu Beginn des neuen Jahrtausends zu kämpfen. Aber auch diese schwierigen Phasen um die Jahrtausendwende hat die Wartburggemeinschaft als Ganzes gemeistert und überlebt.

Was lässt sich letztlich als Fazit ziehen? Ich wohnte von Mai 1996 bis Sommer 1998 im Wartburghaus und blieb dem Wohnheim auch danach über diverse Ämter, die ich in der Akademisch-Theologischen-Gesellschaft als Trägerverein bekleidete, eng verbunden. Während meiner Zeit als Hausbewohner genoss ich jeden einzelnen Tag, den ich in diesem alten Gemäuer verbringen durfte.

Jedes Mal, wenn ich das schwere Eisentor zum Hof aufstieß, wusste ich, dass ich jetzt nach Hause kam und freute mich auf die vielen liebgewonnenen Menschen, die ich dort wiedertraf. Freundschaften entstanden, von denen einige bis heute Bestand haben. Auch neben den neu gewonnenen Freunden traf ich auf eine Vielzahl interessanter Menschen mit unterschiedlichen Ansichten, Studienrichtungen, Lebensgewohnheiten sowie persönlichen Hintergründen und Prägungen.

Nicht zuletzt aufgrund dieser vielen neuen Kontakte und der daraus resultierenden Impulse konnte ich das zunächst frisch gemachte Wartburgnest, das ich im Frühjahr 1996 bezogen hatte, nach zweieinhalb Jahren etwas reifer wieder verlassen – ich war flügge geworden.

Zwei Frauen auf dem Haus!

Silke McCormick-Smith

Eine davon war ich! Ich durfte im Herbst 1995 in die frischrenovierte Wartburg ziehen. Holli, (Holger Noack, der zur Zeit der Renovierungsarbeiten den undankbaren Job des Hausverwalters hatte und) der wie ich gerade von seinem Auslandsjahr in Großbritannien zurückgekommen war, hatte mir ein Zimmer angeboten. Anfangs war ich etwas skeptisch in punkto Verbindungshaus, aber es schien alles sehr nett, also hab ich den Sprung ins »kalte Wasser« gewagt!

Es folgten die besten Jahre meiner Studienzeit! Außer mir war Julia (bereits fest liiert mit Wolfi) das einzige andere Mädchen, aber ehrlich gesagt habe ich da nie darüber nachgedacht. Es formten sich schnell richtig gute Freundschaften mit einigen der Jungs, die ich heute noch zu meinen besten Freunden zähle und auf die man sich immer verlassen kann. Es herrschte reger akademischer, geistlicher und persönlicher Austausch, man nahm Anteil am Leben der Anderen, hatte viel Gemeinschaft und lernte einander wirklich gut kennen. Nie werde ich Markus Brümmers Walt-Whitman-Phase, Hollis Zitronen-Multivitaminsaft, Hans Türzettelaktion, Thomas schelmisches Kichern oder Gernots Herzen (and his bottomless pit of a stomach!) vergessen! Auch wenn's sich schmalzig anhört, es war wie eine Familie. (Und ich war stinksauer, dass Mädchen nicht offiziell beitreten durften!)

Natürlich kann man bei solch einer Konstellation nicht sagen, dass es nie in irgendeiner Form romantische Ambitionen gab, aber obwohl (oder weil?) die nie auf Gegenseitigkeit beruhten, hat die Freundschaft es in unserem Fall doch überlebt. Mehrere Examen, Referendariate, Jobwechsel, Umzüge, Hochzeiten und Kinder später ist es immer ein besonderes Geschenk, sich wieder zu treffen und an die Wartburgfreundschaft anknüpfen und sie weiterbauen zu dürfen.

Als Älteste durfte ich dann noch ein Semester länger bleiben, so dass es am Ende insgesamt zwei glückliche Jahre waren, auf die ich heute noch mit einer Fülle von ausschließlich schönen Erinnerungen zurückblicke und für die ich sehr dankbar bin.

GO WARTBURG!

Auf in eine neue Ära!

Fabian Lindenmayer

Ich freue mich, heute als Zeitzeuge – auch wenn ich mich gar nicht recht als einen solchen betiteln möchte – also sagen wir, als einen der jüngsten Zeitzeugen berichten zu können und dass ich meinen Beitrag zu der heutigen Veranstaltung leisten kann. Zumal mir das übergreifende Thema »50 Jahre Studentenwohnheim Wartburg« eher entgegenkommt als ein Vortrag ausschließlich über die Verbindung. Schließlich ist mir persönlich die strikte Trennung zwischen »Wohnheim« und »Verein« schon immer schwer gefallen, wahrscheinlich ergeht es hier vielen so.

Im Rahmen dieser Veranstaltung als Zeitzeuge aufzutreten fällt mir gleichermaßen schwer, da ich zum einen über fast keine Fotos aus den 2000er Jahren verfüge. Zum anderen kommt es mir bei dem Versuch, meine Erinnerungen an die ersten Semester in der Wartburg zu erwecken, so vor, als lägen diese wie verschleiert zurück.

Die hier Anwesenden möchte ich daher darauf hinweisen, dass ich – genau wie alle anderen Zeitzeugen – die Dinge nur so wiedergeben kann, wie ich sie selbst wahrgenommen habe – ein subjektiver Rückblick eben. Mein kurzer Vortrag ist auch an meinen persönlichen Stationen innerhalb der Wartburg strukturiert. Kleine Erinnerungslücken bitte ich im Voraus zu entschuldigen und möchte, dass wir sie zusammen beheben, indem wir uns im Anschluss über das Gesagte rege austauschen.

Bei den Vorbereitungen musste ich einige Male schmunzeln und bevor ich euch einen kleinen Einblick in die Jahre von 2005 bis 2010 gebe, möchte ich zunächst für das richtige Ambiente sorgen: Musik an und Prosit!

I. Keine zweite Chance für den ersten Eindruck oder: Wie ich zur Wartburg gekommen bin

»Ich kenne da wen, aus dem Chemiestudium, der wohnt in einem großen Haus. [...] Joa eine Studentenverbindung, aber keine schlimme«, erzählte mir damals ein gewisser Ruben. Für mich klang das nach keinem Problem, denn das letzte was ich hatte, war die Lust, auf völlig überlaufenen WG-Besichtigungen als bester zukünftiger Mitbewohner zu wirken.

Und am Rande: Ich hatte zuvor noch nie etwas über eine Studentenverbindung gehört.

Also erschien ich zum vereinbarten Zeitpunkt in der Unteren Neckarstraße 21 und musste feststellen, dass sich niemand für mich zuständig fühlte. Keine wusste, wo dieser ominöse Norman – der damalige Hausverwalter – zu finden sei. Nach einigen Zigaretten mit mir unbekannten Leuten klärte sich langsam die schwierige Frage der Wohnsituation: In diesem Haus wohnten beispielsweise je drei Austauschstudenten aus Frankreich und den USA (fünf davon waren Frauen), ein Halb-Japaner, ein Venezolaner, ein Iraner, Reimunda aus irgendeinem osteuropäischen Land und viele mehr, an die ich mich beim besten Willen nicht mehr erinnern kann. Sprich eine bunt gemischte Truppe, die in einem selbstverwalteten Wohnheim lebte. Wenn das mal nicht überzeugend klang: Und das tat es!

Zuletzt wurde ich in ein Zimmer – oben links – geschickt, in dem der Hausverwalter zu finden sei. Angetroffen habe ich in dem damals kleinen, schmuddeligen, total verrauchten und mit abgewetztem Teppichboden ausgelegten Erkerzimmer – im Hintergrund klassische Musik – Norman Reppingen, Christian Kuhn, Guillermo Gonzales-Insua und einen Vierten, an den ich mich nicht erinnern kann.

Bei diesem Anblick habe ich mir gedacht: Also, wenn das die verruchten Heidelberger Verbindungsstudenten sein sollen, dann kann es schon nicht so schlimm werden.

Mein Vorstellungsgespräch dauerte ca. eine Minute und schon war mir das Zimmer mit der Nummer 302 sicher. Das lief gut, ich war begeistert und einen Nachbarn hatte ich auch – Sein Name: Roland Müller. Allein über meinen neuen Nachbarn könnte ich hier einiges berichten, aber dazu vielleicht ein Andermal. Sehr gut erinnern kann ich mich in meinen ersten Tagen noch an das erste Aufeinandertreffen mit Alexander Radbruch, der mir einmal beim Verlassen der Wartburg zurief: »He! Nimm das mal mit der Verbindung nicht so ernst!«

II. Das Wohnheim

Genau wie wahrscheinlich alle hier im Raum habe ich mich sehr schnell in der Wartburg eingelebt und mich auch »Zuhause« gefühlt. Man kann viel über die damalige Besetzung des Wohnheims schimpfen, ich habe mich jedoch sehr wohlgefühlt – wohlgemerkt im Studentenwohnheim. Mit der Verbindung selbst hatte ich zunächst keinen Kontakt. In meinem ersten Semester verbrachte ich viel Zeit in Kens Zimmer

und im Keller, der damals noch komplett anders aussah als heute. Ich sage nur: Schwarzlicht, Bambusmatten, alte zerschlissene Sofas, zu denen mir mein erster und auch letzter Besuch meiner Eltern in der Wartburg einfällt. Nach der Hausführung mit Kellertour hat mein Vater mit leichtem Kopfschütteln bemerkt: »Die Ratten sind wohl vor einiger Zeit mit Tränen in den Augen aus dem Keller ausgezogen«. Ich habe mich jedoch sehr wohlgefühlt.

Was soll ich groß zum Studentenwohnheim Wartburg sagen? Ich denke, vieles von dem, was die Zeit so schön und unvergesslich gemacht hat, ist heute noch genau so. Dazu gehört zum Beispiel das »Zusammen-Abhängen«, gemeinsam Kochen und Trinken, insgesamt das Zusammenleben mit knapp 30 jungen Menschen – das natürlich trotz meiner wehmütigen, verklärenden Rückschau heute Abend selbstverständlich auch mal sehr anstrengend sein konnte –, der Barabend und vieles mehr.

III. Meine Anfänge in der Verbindung

An meine erste Kneiperfahrung erinnere ich mich gut, was nicht zuletzt an dem ausufernden Verhalten des ein oder anderen der hier anwesenden Alten Herren lag. Ich empfand die Veranstaltung als sehr fremdlich und habe die Kneipe zeitigst verlassen. So war mein erster Eindruck von der Verbindung zu Beginn etwas sonderbar.

An dieser Stelle muss ich zugeben, dass ich zu dieser Zeit die Alten Herren insgesamt als eher verstörend empfand. Sie ließen sich eher selten blicken und wenn sie dann da waren, wurde viel kritisiert, der Keller war verwüstet und aufgeräumt hat am Ende nie jemand. Heute muss ich manchmal lachen, weil mich der Gesichtsausdruck mancher Hausbewohnerin oder manches Hausbewohners an meine Gedanken von damals erinnert. Denn heute gehöre ich zu den alten Herren.

Nach dem obligatorischen Fuxensemester bin ich dann aber aktiv geworden, und das nicht, weil sich meine Einstellung zum Verein grundlegend geändert hatte, sondern wegen der großartigen Hausgemeinschaft. Ich habe mich von Beginn an stark mit der Wartburg identifiziert, zumindest mit dem, was ich damals für »die Wartburg« hielt – das Wohnheim.

IV. Der große Umbruch

Innerhalb der Aktivitas habe ich schnell die ideale Aufgabe für mich gefunden: Barwart. Ein Amt, von dem ich ohne falsche Bescheidenheit behaupten darf, dass ich es voller Elan und überaus erfolgreich ausgefüllt habe.

Ich glaube, in meinem zweiten Wartburg-Semester kam der große Umbruch. Zwei Bundesbrüder mussten das Wohnheim verlassen und aus Protest kehrten einige weitere der Wartburg den Rücken.

Was man über den Rauswurf der Aktiven denken mag, bleibt jedem selbst überlassen. Was sich nicht bestreiten lässt, ist, dass diese Jungs ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl hatten und bis heute haben. So treffen sie sich regelmäßig und halten auch über Ländergrenzen hinweg Kontakt miteinander. Außerdem waren sie großenteils überzeugte Burrschen, die das Verbindungsleben mit seinen Traditionen ernst genommen und sicherlich strenger ausgelegt haben, als das viele der Aktiven heute leben. So ließen die Kneipen im Vergleich zu heute eher traditionell und in einem »intimeren« Rahmen ab, da die Hausgemeinschaft nicht in dem Maße eingebunden war wie heute. Eine Wertung kann ich an der Stelle nicht vornehmen – es war einfach anders. Gesoffen wurde trotzdem.

Was die Verbindung vieler Aktiven zur Wartburg letztlich gelöst hat, kann ich nicht sagen. Viele derer, die sich in der Verbindung und im Wohnheim wohlgefühlt haben, sind im Laufe der Jahre verloren gegangen.

Vielleicht ist das der größte Kritikpunkt, den wir uns als Verbindung – und speziell für das erste Jahrzehnt des neuen Jahrtausends – gefallen lassen müssen. Es gelang euch/uns zumindest in vielen Fällen nicht, einen Übergang vom alltäglichen Leben auf dem Haus und in der Verbindung hinein in die Altherrenschaft zu gestalten. Unwiderlegbarer Beweis hierfür ist die geringe Zahl an Alten Herren, die aus dieser Zeit in der Verbindung sind.

Fest steht aber auch, dass der Bruch mit einem Großteil der Aktiven im Jahr 2006 einen Neuanfang ermöglicht hat, dessen Auswirkungen bis heute nachwirken und der den Grundstein für eine »neue Ära« bildet. Denn durch das Ausscheiden vieler Aktiven entstand zumindest im alltäglichen Leben der Verbliebenen eine Art Vakuum, das sich nur langsam wieder füllte. Allerdings gab es so den notwendigen Raum für neue Ideen. Es gab Änderungen innerhalb der Aktivitas sowie in der Hausgemeinschaft, die meiner Meinung nach die Basis für die »blühende Wart-

burg« bilden, an der wir uns derzeit alle erfreuen können. Es kann schon sein, dass das ein oder andere korporative Element auf der Strecke geblieben ist – ich zumindest trauere dem nicht nach.

Gerade jetzt, da die Zahl der jungen Aktiven konstant hoch ist und sich regelmäßig junge Alten Herren melden, sollten wir in Hinblick auf die künftige Ausrichtung der Wartburg nicht in übereilten Aktionismus verfallen, sondern nur im Bedarfsfall an möglichen Stellschrauben drehen.

V. Die Wartburg ist eben doch mehr als ›nur‹ ein Wohnheim

Nicht erst als Senior der Verbindung ist mir diese Tatsache klar geworden. Auch ein Generationenwechsel eines Großteils der Hausbewohner tut sein übriges. So kam das Verbindungsleben auch im beginnenden neuen Jahrtausend nicht zu kurz, was man beispielsweise an den beiden Aktivenfahrten nach Prag und Barcelona sehen kann.

Spätestens als Hausverwalter habe ich mich ganz mit der Wartburg, also Wohnheim und Verbindung, identifiziert. In diese Zeit fällt beispielsweise der Ärger mit Falschparkern aus dem Haus, Abmahnungen wegen angeblicher illegaler Downloads, die teilweise Abschaltung des Internets, der Umbau des Erkerzimmers, ich meine ein Hochwasser war auch dabei, Konflikte mit dem Vorstand, Auseinandersetzungen mit schwierigen Mitbewohnern, die Suche nach neuen Mitbewohnern und einiges mehr.

Auf jeden Fall kann man als Hausverwalter teilweise miterleben, wie viel Arbeit die Verwaltung von Verbindung und Wohnheim bedeutet. Es sind nicht immer die, die laut von der Aktivitas bejubelt werden, weil sie eine Kiste Bier springen lassen, die für uns eine ganz zentrale Rolle spielen. So kam die Einsicht bei mir, dass ich mich lange gerade über die beschwert habe, ohne deren Einsatz und Engagement nichts von dem möglich wäre, was mir wichtig war, spät – aber was lange währt, wird endlich gut.

So möchte ich die Chance jetzt nutzen und mich stellvertretend für mein jüngeres Ich bei allen Alten Herren bedanken: Ein herzliches Dankeschön für euer Engagement und euren Einsatz.

VI. Zum Abschluss

Ich komme nun zum Ende. Die Zeit um 2005 ist noch nicht so lange her und vielleicht wäre es sinnvoll, wenn ich mich mit den wenigen Verbliebenen zusammensetze und wir gemeinsam versuchen, ein möglichst vollständiges Bild über die geschilderte Entwicklung festzuhalten.

Fest steht, das Leben in der Wartburg – im Wohnheim wie in der Verbindung – scheint durch die Jahrzehnte hindurch ein schönes zu sein.

Davon konnten wir uns hier und heute überzeugen.

Meine Wohnzeit auf dem Haus ist vorbei, aber ein ganz besonderes Andenken habe ich mir mitgenommen – und das kann ich jedem nur empfehlen. Von diesem Andenken soll ich herzliche Grüße ausrichten und mit einem Augenzwinkern sei an dieser Stelle gesagt: Vielleicht schaffen wir es eines Tages, den Weg vom Wohnheim in die Verbindung nicht nur den Bewohnern zu ermöglichen.



Verbindungsveranstaltung im Wartburg-Keller Ende der 1970-er Jahre.
Bild: Dr. Peter Napiwotzky.



Oben: Der Gewölkekeller im Rahmen der Renovierung 1995. Bild: Archiv Akad.-Theol. Gesellschaft. Unten: Festkommers zum 139. Stiftungsfest am 14. Juni 2002. Bild: Dr. Peter Napiwotzky.





Ober: Abbruch der Zwischenwand und Freilegung des Gewölbes. Unten: Der Keller nach Freilegung des Gewölbes und Herstellung des ursprünglichen Zustandes 2017/2018. Bilder: Christoph Hüther.



IV. Das Wartburghaus als Wirtschaftsbetrieb

Zwischen Empathie und Ökonomie

**Ein Studentenwohnheim zwischen WG und Unternehmen
von 1968 bis heute und das Leben eines Tutorenehepaars im Haus
in den späten Siebzigern**

Dr. iur. Friedrich L. Cranshaw

I. Ausgangslage in den ersten Jahren – Ein Erwerb mit viel Empathie, wenig Geld und etwas öffentlicher Förderung

1. Das Studentenwohnheim Wartburg als Konzept mit Empathie

Das Studentenwohnheim »Wartburg« wurde 1968 auf Initiative von Pfarrer Erich Kühn, Mannheim-Neckarau, als Wohnstatt und Heimat für Studenten in der Tradition des seit 1906 bestehenden evangelischen Akademisch-Theologischen Vereins mit Öffnung für alle Fakultäten und aus allen Ländern an der Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg gegründet. Auf die wechselvolle Geschichte des Vereins in den Dreißiger Jahren, den Verlust des damaligen Hauses und die mühsame Erlangung einer gewissen Entschädigung dafür in den Sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, die das Eigenkapital für den Erwerb und den Umbau des heutigen Hauses an der Unteren Neckarstraße 21 in Heidelberg bildete, soll hier nicht weiter eingegangen werden. Zu erwähnen ist freilich, dass eine insoweit weniger visionäre Persönlichkeit als Erich Kühn als Vorstand des Vereins wohl hätte verzagen müssen, so nahezu unüberwindbar erschienen die finanziellen Schwierigkeiten. Von dem Wagemut Erich Kühns zeugten bereits damals die in den Fünfziger Jahren gegründeten »Neckarauer Liebeswerke« mit verschiedenen sozialen Einrichtungen und einem Gymnasium in Mannheim-Neckarau, die heute längst unter der Ägide einer evangelischen Stiftung fortbestehen.

In bestem evangelischen Geist planten er und seine damaligen Ver einsmitglieder, an ihrer Spitze Vorstand und Ausschuss der Akademisch-Theologischen Gesellschaft »Wartburg« e.V., für das Studentenwohnheim eine Gemeinschaft, die man nach Weiterentwicklungen Jahre später und heute – mit den Zeitläufen geschuldeten vielfältigen Ände-

rungen - als »WG«, als Wohngemeinschaft, bezeichnen darf. 1968 war dieses Konzept im Kern angelegt, aber noch nicht im heutigen Erscheinungsbild ins Auge gefasst.

2. Meine erste Zeit im Wartburghaus

Ich habe die Anfänge des Hauses selbst ab dem Wintersemester 1968/1969 erlebt, als ich in meinem ersten Semester - zunächst in einem naturwissenschaftlichen Fach - an der Universität Heidelberg trotz des schon begonnenen Semesters einen Doppelzimmerplatz im Wartburghaus durch den Tipp des Bruders eines Freundes, der später Pfarrer in Heidelberg wurde, ergattern konnte. Ich verblieb dort bis 1971 in verschiedenen Zimmern; mein erster Zimmernachbar im Doppelzimmer war ein netter peruanischer Chemiestudent, der mich in die Geheimnisse des Lebens bzw. der Küche im peruanischen Hochland einzuweihen versuchte. Die Miete belief sich nach meiner Erinnerung auf knapp 90 DM »brutto« (= ca. 45 Euro!). Das war günstig, aber nicht die billigste Miete im Vergleich zu Mieten des Studentenwerks, wenn ich mich recht entsinne. Dort gab es auch mehr öffentliche Mittel zum Betrieb, so mein Eindruck. Ich weiß nicht genau, welchem Eurobetrag diese Miete heute vergleichbar wäre, wenn man die wirtschaftliche Entwicklung und die Geldentwertung berücksichtigt. Ich erinnere mich aber an einen gewissen, wenn auch nicht sehr validen, Vergleichsmaßstab. Nach meinem Abitur, unmittelbar vor dem ersten Semester in Heidelberg, habe ich ein paar Monate in einem bedeutenden Unternehmen im Rhein-Neckar-Raum mitarbeiten dürfen, das heute noch dort seinen Sitz hat (nein, nicht die BASF, bei der ich freilich später ein paar Mal als »Werkstudent« arbeiten durfte). Ich habe als Bürogehilfe im Verkauf wie andere »hauptberufliche« Kolleginnen und Kollegen auch, brutto 500 DM im Monat (= ca. 255 Euro verdient). Netto waren das knapp 400 DM (oder knapp über 200 Euro). Die Bruttomiete machte also ca. 20% einer solchen Nettomonatsvergütung aus. In dieser Miete war aber wie heute »all inclusive« von der Küchennutzung bis zur Bettwäsche und einschließlich der, wenn auch bescheidenen so doch zweckmäßigen, Zimmerausstattung. Der Komfort war bescheiden, lagen doch auf Pressspanfußbodenplatten lose verlegte Teppichbodenstücke aus Velours. Immerhin gab es eine sehr wirksame Ölzentralheizung, die ich gelegentlich durch Öffnen der Fenster gedämpft habe, einen Kaltwasserhahn in einem Waschschränkchen im Zimmer - letzteres System hat sich später nicht bewährt.

Es ist mir schließlich gelungen, im zweiten Semester und später ein Einzelzimmer im 1. OG zu bekommen.

In dem Haus herrschte aber damals von Anfang an eine wirklich schöne Gemeinschaft, die von der Akademisch-Theologischen Verbindung Wartburg entscheidend getragen wurde und die den jungen Studenten zu Veranstaltungen am Abend, zum gemeinsamen Mittagessen, zum Mensabesuch abholte und die ihn sozusagen nicht allein oder verlassen sein ließ, ein nicht selten wohl unterschätztes Problem bei Studienanfängern, damals wie heute.

3. Das Konzept des Lebens im Haus und dessen »Verwaltung«

Das Konzept war aber nicht die heute »klassische« Wohngemeinschaft, sondern die Gründer stellten sich das Konzept eines Wohnheimes unter Administration und geistlicher Leitung durch einen »Tutor« vor. Dieses Konzept wurde mit Anläufen und mit hier nicht weiter zu vertiefenden Auseinandersetzungen durch einen verheirateten evangelischen Pfarrer und Religionslehrer umzusetzen versucht. Vereinsmitgliedschaft des Tutors war erwünscht, wenn nicht gefordert. Ein weiterer Bestandteil des Konzepts war dasjenige der »Wissenschaften«, d.h. wissenschaftlicher Veranstaltungen im Haus für die Studenten, entsprechend der Satzung, ausgeführt insbesondere durch die Hausbewohner bzw. Hausgemeinschaft über den nicht rechtsfähigen Verein »AThV Wartburg«. Vornehmlich Studierende, aber auch Alte Herren der Verbindung und Mitglieder der AThG Wartburg e.V., waren schon damals als Referenten eingebunden, aber auch ab und an nicht der »Wartburg« angehörige Hochschullehrer, Persönlichkeiten aus der Kirche usw. – diese Grundstruktur ist auch noch heute so und sie muss auch so bleiben.

Merkmale der Administration des Hauses war eine enge Führung durch den Vereinsvorstand mit wenig formalen Kompetenzen für den Tutor. Dennoch gab es faktisch von Anfang an eine gewisse Selbstverwaltung durch die Hausbewohner unter tatkräftiger Federführung der AThV Wartburg. Es bestand wie heute freilich das Erfordernis intensiven persönlichen Engagements der Bewohner bzw. der studentischen Vereinsmitglieder von Anfang an.

Eine ganz andere Frage war die wirtschaftliche Stabilität des Projekts, über das man sich als Student und Hausbewohner nicht wirklich Gedanken gemacht hat. Man bezahlte seine Miete – und Schluss ... mehr muss man als Mieter auch nicht.

4. Der Gedanke der geistlichen Leitung

Das Konzept der geistlichen Leitung des Hauses im evangelischen Sinne durch einen Theologen mit Andachten im Haus war indes faktisch von Anfang an letztlich ohne Erfolg, zumal eben nicht nur Studenten der evangelischen Theologie an der Universität Heidelberg ins Haus eingezogen sind. Im Gegenteil stellten sie stets nur einen kleineren Teil der Hausbewohner dar. Auf die besonderen Umstände der politischen Aufbruchsstimmung in den Jahren 1968 und danach, die in die Zeit der Eröffnung des Wartburghauses fällt und die mit dem Konzept einer geistlichen Leitung nicht vereinbar gewesen sein dürfte, ist an dieser Stelle ebenfalls nicht einzugehen.

Zu erinnern ist jedoch aus jüngerer Zeit daran, dass im Semesterprogramm der AThV Wartburg stets der Hinweis auf den Sonntagsgottesdienst um 10 Uhr in der Peterskirche in Heidelberg enthalten ist. Seit einer Reihe von Jahren bieten wir ferner beim Stiftungsfest im Juni als dessen festen Bestandteil am Samstagnachmittag eine Andacht in der Kirche einer Heidelberger Gemeinde an, die von Bundesbrüdern aus dem Pfarramt angeboten und von ihnen und jungen Wartburgern mit gestaltet wird bis hin zur musikalischen Begleitung. Dieses Angebot stößt bei Bundesbrüdern und Gästen auf sehr positive Resonanz. Die Andacht ist im Sinne unseres Leitbildes und Selbstverständnisses offen für alle Menschen, vielleicht kommen auch ein paar der in Heidelberg im Sommer sehr zahlreichen Touristen, die sich die betreffende Kirche ansehen und dann einen Moment innehalten. Der Weg geht immer vom Wartburghaus aus zur Kirche.

5. Anfängliche ökonomische Basis des Hauses

Trotz öffentlicher Förderung durch konkurrenzlos günstige Darlehen der vormaligen LAKRA (Landeskreditanstalt, heute L-Bank, Stuttgart und Karlsruhe, Förderbank des Landes Baden-Württemberg), durch Darlehen der Evangelischen Landeskirche in Baden, des Gustav Adolf-Werks und durch sog. Schuldscheindarlehen von einer Reihe von Mitgliedern der AThG Wartburg e.V. (die z.T. heute noch in den Büchern sind) war das Geld von Anfang an äußerst knapp für ein kleines »Immobilienvermietungsunternehmen«, das die »Wartburg« von Anfang an natürlich ebenfalls zwangsläufig darstellte.

Das Strukturproblem bestand in der Einrichtung und Führung eines in nicht unkritischem baulichen Zustand befindlichen denkmalgeschützten Hauses aus dem frühen 18. Jahrhundert in exponierter Lage in Hei-

delberg als Studentenwohnheim. Umbau-, Sanierungs-, und Instandhaltungsarbeiten enthalten – eine Binsenweisheit – weit mehr Imponderabilien als bei einem gepflegten Gebäude aus den letzten Jahrzehnten. Ist ein Fenster zu ersetzen, kann das nicht der Fensterbauer um die Ecke erledigen, der eine Auswahl von Standardfenstern aus Holz, Kunststoff oder Metall ausbreitet, unter der man wählt und verbindlich weiß, was es kostet. Im Wartburghaus, das für alle Beteiligten eine Verpflichtung ist, müssen die gestalterischen Vorgaben des Denkmalschutzes beachtet werden mit erheblichen Mehrkosten und höheren Risiken.

Diese knappe Kapitaldecke begleitet die AThG Wartburg e.V. und das Haus von Anfang an, stets gemildert durch ein Reservebecken, das jährlich durch die Beiträge der Vereinsmitglieder des gemeinnützigen Trägervereins, der sich selbst etwas verwirrend den Namensbestandteil »Gesellschaft« gegeben hat, aufgefüllt wird. Über etliche Jahre hinweg war es nach meiner Erinnerung zwingend notwendig, wesentliche Teile der Vereinsbeiträge der Mitglieder in den laufenden Betrieb einzuführen, obwohl es doch vor dem Hintergrund kaufmännischer Vorsicht richtig gewesen wäre, einen Fonds für künftig absehbare Maßnahmen in derselben Höhe zu bilden, wenn auch technisch vielleicht aus den laufenden Mieteinnahmen. Das war erst Jahrzehnte später nach Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse möglich. Das Procedere entspricht Grundsätzen vernünftiger betriebswirtschaftlicher Unternehmensführung.

6. Fazit zur Entscheidung 1968

Dennoch lautet das Fazit zu der Entscheidung der Gründung des Studentenwohnheims, dass sie mit den Worten »empathisch, wagemutig, visionär« bezeichnet werden kann. Mit wenig Kapital, aber viel Hoffnung, und noch mehr Gottvertrauen wurde ein sehr ambitioniertes Ziel verfolgt. Das Ergebnis zeigt, dass man damals völlig richtig gehandelt hat.

II. Unternehmensführung versus Empathie?

1. Ideeller Kern

Mit dem Haus verbinden sich nicht nur Begriffe wie Heimat für Studierende aller Herkunftsländer und Studienrichtungen seit einem halben Jahrhundert oder die von der AThG Wartburg e.V. empfundene Pflicht, eine Epoche der Baukultur des 18. Jahrhunderts in einer wunder-

schönen Lage unserer berühmten Universitätsstadt durch die Unterhaltung des »Wartburghauses« zu bewahren, sondern verpflichtend sind die Prinzipien der Freundschaft und der Wissenschaft über die Studienzeit hinaus sowie das Leitbild der »Wartburg« aus dem zweiten Korintherbrief.

2. Ökonomischer und rechtlicher Rahmen

Die AThG Wartburg e.V. könnte den Hausbetrieb aber dennoch nicht ohne die Zuerkennung der Gemeinnützigkeit führen, die wie stets Ertrags- und Grundsteuern erspart, auf der anderen Seite aber auch die Wahrung der dortigen Voraussetzungen fordert. In diesem Kontext bedarf es der aufmerksamen Beobachtung der Entwicklung der Einnahmen und Ausgaben sowie der Rücklagenbildung, um die Notwendigkeiten der Vorsorge für geplante und ungeplante Investitionen gegen die Schranken durch das Gemeinnützige Recht auszutarieren. Dafür bedarf es des Einsatzes eines Steuerexperten, der zudem Unterlagen sach- und fachgerecht für das Finanzamt aufbereitet. Am Rande darf erwähnt werden, dass zur Kontrolle des gemeinnützigen Vereins Änderungen von Einträgen im Vereinsregister auch dem Finanzamt mitgeteilt werden, das ohnehin regelmäßig wie bei allen gemeinnützigen Organisationen Prüfungen anstellt, ob die Voraussetzungen der Gemeinnützigkeit eingehalten werden. Die AThG Wartburg e.V. unterhält also nicht nur eine Heimat für Studierende, Männer wie Frauen, sondern sie betreibt durch die Führung des Hauses zugleich ein Immobilienunternehmen. Sie muss also auch am Markt bestehen, nämlich an dem für studentisches Wohnen in der Hochschulregion Heidelberg mit reger Konkurrenz. Diese wirtschaftliche Konkurrenz spielt sich auf mehreren Ebenen ab, wobei innerhalb eines bestimmten Rahmens der Preis, die Miete, nicht einmal der ausschlaggebende Faktor sein muss. Von wesentlicher Bedeutung sind ferner

- ◆ die Lage – für Studenten, die in der Innenstadt von Heidelberg studieren, ist das Wartburghaus natürlich konkurrenzlos;
- ◆ die Infrastrukturen in der Nähe, die ebenfalls optimal sind (u.a. Shopping, Kultur, Unterhaltung);
- ◆ der Wohnkomfort (bei dem wir mit einem Luxusloft im Grünen und doch stadtnah nicht konkurrieren wollen und können);
- ◆ die erlebte Hausgemeinschaft, eine der wichtigsten Faktoren, bei denen das Wartburghaus von jeher sehr gut aufgestellt ist.

Dass man als durch Gemeinnützigkeit begünstigter Konkurrent auch nur an einem lokalen Markt nicht unbedingt unangreifbar bleiben muss, zeigt das kürzliche Urteil »*Ferracci*« des Europäischen Gerichtshofs (06.11.2018), das einen Sachverhalt in Italien betrifft. Italien hatte beginnend in den Neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts eine kommunale Immobiliensteuer (»*imposta comunale sugli immobili*«) eingeführt, davon aber u.a. kirchliche Einrichtungen (in der Mehrheit katholische Pfarreien), die u.a. Beherbergungen durchführten, davon freigestellt. Auf Beschwerde eines Kleinunternehmers in Rom, der einen Übernachtungsbetrieb (zwei Zimmer) mit Frühstück betrieb und einer Montessorischule in Rom, die die Steuer zahlen mussten, verwarf die EU-Kommission die Steuerbefreiung als nach europäischem Recht unerlaubte Staatsbeihilfe. Italien muss nun in einem weiteren Schritt prüfen, wieviel an Steuern die Pfarreien über die fragliche Zeit erspart haben, um diesen Betrag mit Zins und Zinseszinsen dort anzufordern.

III. Entwicklungen im zweiten Jahrzehnt nach der Gründung 1968

1. Änderung des Konzepts der Administration

Ab Ende 1977/Frühjahr 1978 wurde die Hausleitung nochmals einem »Tutor« übertragen – der freilich kein Theologe war – und seiner Ehefrau, nämlich meiner Frau Monika Cranshaw und mir. Die Zielsetzung evangelisch-geistlicher Leitung wurde vom damaligen Vorstand unter Pfarrer Schaal freilich nicht mehr postuliert, wenn auch durch den Beruf meiner Frau als Sozialpädagogin und Lehrerin an der berufsbildenden Schule eines katholischen Ordens in Speyer sozusagen ein gewisser Zusammenhang gewahrt war. Wir haben als Tutorenhepaar freilich ganz intensiv auch schlicht hauswirtschaftliche Tätigkeiten verrichtet, auch unter Hinzuziehung von Verwandten meiner Frau. Nicht wirklich erfolgreich waren wir in der Überwachung unserer türkischen Mitarbeiter, die bei unserem Einzug einfach da waren und warum auch immer »von jeher« im damaligen Anbau wohnten (der 1995 im Zuge der Sanierung abgebrochen werden musste). Üblich war dort das Schneiden der Hecken im Juni mitten in der Wachstumsperiode und die Reinigung der Treppe vom 1. OG bis ins Erdgeschoß mit dem Gartenschlauch. Wir waren, da andauernd anwesend, auch Ansprechpartner für kleine und größere Nöte von Hausbewohnern vom 1. Januar bis zum 31. Dezember. Eine unserer latenten Sorgen galt immer der Frage, ob einzelne Bewohner mit Alkoholkonsum verantwortlich umgehen konnten. Ständige

Quelle der Diskussion war die Parksituation vor dem Haus – damals gab es so um die 5-6 Parkplätze, die zum Schutz vor unbefugter Benutzung massiv mit Stahlpfosten und Ketten gesichert werden sollten, was sich nicht immer als wirkungsvoll erwies. Ein weiteres Thema war die Glättung der Wogen mit Nachbarn, die gelegentlich nötig war. Dankbar waren wir für einen unmittelbar auf der anderen Seite wohnenden Handwerker mit seiner Werkstatt, der stets wohlwollendes Verständnis für die Wartburg aufbrachte; heute (2018) befindet sich an dieser Stelle seit einigen Jahren ein mehrstöckiges Wohnhaus. Unsere Tutorenwohnung im 2. OG des »Wartburghauses« war klein, aber fein: Kleines Bad, wo heute das WC im 2. OG ist, kleine Küche daneben, dahinter das Schlafzimmer, alles schräg, ein kleiner Flur und das »Erkerzimmer«, das zugleich Büro für die Hausverwaltung war. Der Erker war von Frühjahr bis Herbst und an milden Wintertagen ein tolles Speisezimmer, in kalten Winterwochen, mit einem Veloursvorhang bis zum Boden vom eigentlichen Zimmer abgetrennt, ein ökologischer Eisschrank, wo sich Vorräte bei nahe 0° C lange hielten.

Was haben wir sonst noch so gemacht? Meine Frau arbeitete schon damals in Speyer und ich als Referendar in Heidelberg, zwischendurch als Student an der Hochschule für Verwaltungswissenschaften in Speyer und mit einer halben Stelle im Institut für Rechtsgeschichte in Heidelberg, nebenbei drohte da auch noch mein zweites Staatsexamen...

Ich habe dann nach dem Examen eine volle Stelle beim Land, später bei einem quasi landeseigenem Unternehmen angenommen, eine Nebentätigkeit an der Schule meiner Frau, so dass wir im Herbst 1981 unsere Tätigkeit im Wartburghaus leider aufgeben mussten ... es war eine tolle Zeit!

Nach der Beendigung unserer Tätigkeit wurde das Konzept der Hausleitung durch einen verheirateten Tutor, der in der Wohnung im 2. OG wohnte, auf der Zeitachse schließlich beendet und die Hausleitung Studierenden aus den Reihen der studentischen Hausbewohner übertragen. Die damalige »Tutorenwohnung« im 2. OG wurde im Zuge der Renovierung 1995 aufgelöst und in den Wohnbereich für Studierende integriert. Das ehemalige Wohnzimmer ist für Zwecke der AThG Wartburg e.V. reserviert.

2. Vorstand, Tutorenehepaar, Hausgemeinschaft

Die Hausverwaltung erfolgte in unserer Zeit in den wesentlichen Teilen weitgehend unbeeinflusst vom Vorstand der AThG Wartburg e.V. im Einklang mit den Hausbewohnern und den Aktiven und Inaktiven der AThV Wartburg, den den Geist des Hauses tragenden Beteiligten. Die Zimmerbelegung erfolgte aufgrund der Bewerbungen wie auch heute möglichst gegen Ende des laufenden Semesters. Entscheidendes Kriterium war die Frage, ob Bewerber in die Gemeinschaft hineinpassen könnten, aber auch schon einmal, ob jemand ausziehen müsse. Mit den Bewerbern wurden, wo dies möglich war, persönliche Gespräche geführt. Ein sehr striktes zeitlich limitiertes System, wie lange man grundsätzlich im Hause wohnen konnte, gab es nicht. Dafür waren die Belegungsbesprechungen - meistens am Abend - weniger formal geprägt als vielmehr von flankierenden Maßnahmen, wie einem Abendessen mit Dessert, z.B. mit Kirschwasser flambierten heißen Kirschen, in der »Tutorenwohnung« begleitet. Im Dezember gab es für alle Hausbewohner einen »Nikolausteller«. Über Weihnachten und Neujahr sowie über Ostern war das Haus leer - mit Ausnahme der Tutorenwohnung, man konnte beim Jahreswechsel den Schnee auf den etwas leeren Straßen und nicht selten das Hochwasser des Neckar bewundern, namentlich, wenn er an der »Alten Brücke« über das stadtseitige Ufer trat und die Neckaruferstraße von dieser Stelle gesperrt war, so dass der Durchgangsverkehr wegfiel.

IV. Drohende Großsanierung

Obwohl in den späten Siebzigern und danach immer wieder Minimalmaßnahmen durchgeführt wurden, stellte sich auf der Zeitachse zunehmend das Erfordernis einer Grundsanierung des Hauses und damit unseres kleinen Immobilienunternehmens heraus. Die Umstände führten später, einmal betriebswirtschaftlich betrachtet, zu einer Unternehmenskrise mit der ernsthaften Überlegung des Hausverkaufs und der Betriebseinstellung an der Unteren Neckarstraße, vorausgesetzt man fände eine Alternative. Auf Einzelheiten soll hier nicht eingegangen werden.

Die folgende Großsanierung unter der Ägide von Dr. Ernst Bernhard und Dr. Wolfgang Schäfer führte dann nach schmerzlicher, aber infolge der umfassenden Sanierung zwingenden vorübergehenden Schließung

des Hauses zur tollen Renaissance des Wartburghauses im Jahre 1995.

Damals bestätigte sich auch die Erkenntnis, dass wir fortlaufend mit nicht geringen Instandsetzungsmaßnahmen rechnen dürfen und alle 20 bis 25 Jahre mit deutlich größerem Sanierungsbedarf, wie die aktuellen Maßnahmen in den Jahren 2017 und 2018 gezeigt haben.

V. Die Rolle von Frauen im Wartburghaus

Wir empfinden es heute als selbstverständlich, wohltuend und ausgewogen, dass wir nach der Sanierung des Hauses im Jahr 1995 auch Studentinnen als Mitbewohnerinnen aufnehmen konnten. Das Konzept aus dem Jahr 1968 hatte das, den Zeitläufen geschuldet, nicht ermöglicht, sondern dem Grundsatz der Trennung zwischen dem Wohnen von Studenten und Studentinnen den Vorzug gegeben. Möglicherweise wollten wir damals auch potentiellen Konflikten des gemeinsamen Wohnens aus dem Weg gehen. Dennoch hat es immer wieder Frauen als Mitbewohnerinnen im Haus gegeben, angefangen mit der Ehefrau des ersten Tutors, des oben erwähnten evangelischen Pfarrers und Religionslehrers, eine Studierende des Lehramts (Fachrichtung Musik). In unserer Zeit 1978 – 1981 haben meine Frau und ich immer wieder auch Frauen in das Haus aufgenommen, freilich meist während der langen Sommersemesterferien. In den Vorstandunterlagen bzw. Protokollen würde man hierzu jedoch vergeblich etwas suchen, da wir eine Erörterung nicht für nötig erachtet haben; der damalige stv. Vorsitzende der AThG Wartburg kannte aber unser Procedere.

Bei den Veranstaltungen und Treffen der AThV Wartburg im Haus und bei Festen und Feiern waren von Anfang an stets und überall natürlich auch Frauen als gern gesehene Gäste anwesend. Meine Frau beispielsweise ist schon im Jahr 1973 zur Wartburg gekommen und kennt sie solange wie mich. Unser ältester Sohn ist während der Zeit unseres Wohnens in der Wartburg geboren, die AThV Wartburg hat ihn im zarten Alter von vier Wochen beim Stiftungsfest 1980 mit einem Fuxenband geschmückt. Mit den Frauen vieler Bundesbrüder verbinden meine Frau und mich eine herzliche Freundschaft.

Unsere Wartburg ist also kein Männer- oder gar Altherrenclub, wie man in ganz anderem Kontext eines renommierten Frankfurter Vereins in einer aktuellen Entscheidung des Oberlandesgerichts Frankfurt im Frühjahr 2018 lesen konnte.

Entscheidende Impulse gehen auch stets von den Partnerinnen der Bundesbrüder aus, ganz unabhängig davon, dass ein Engagement für Verein und Verbindung nur im Konsens mit den Partnerinnen möglich ist.

Nur am Rande sei erwähnt, dass die AThG Wartburg e.V. in ihrer Satzung mit dem Postulat, Mitglieder oder potentielle Mitglieder könnten »kirchlich gesinnte« Laien werden, zum einen das generische Maskulinum von Anfang an verwendet hat und zum anderen keine Beschränkung auf Mitglieder der Badischen Landeskirche stattfindet. Dort allerdings wurzeln die Anfangsgründe der AThG Wartburg e.V. und dorthin geht auch das Vereinsvermögen nach der Satzungsbestimmung im Falle der Vereinsauflösung.

Eine weitere persönliche Bemerkung vielleicht noch am Rande: Der Begegnung mit der »Wartburg«, d.h. im Wartburghaus, verdanken meine Frau und ich auch, dass wir einen lieben Bundesbruder kennen lernen durften, Pfarrer Harald Kaiser aus Speyer, der leider schon lange verstorben ist. Sein katholischer Kollege der Nachbarpfarrei und er haben meiner Frau und mir dann die erste ökumenische Trauung im Speyerer Dom (Domgemeinde, Evangelische Johannesgemeinde) im Januar 1978 ermöglicht.

VI. Aktuelle Lage in Thesen – das Studentenwohnheim der AThG Wartburg e.V. in Heidelberg als »WG« und als Unternehmen

1. These: Das Studentenwohnheim Wartburg ist unverändert auch eine »Groß-WG« für die dort wohnenden Studenten und Studentinnen aus aller Herren Länder, kein »Apartmenthaus«. Äußeres Zeichen sind gemeinsame Räume und Einrichtungen sowie gemeinsame Veranstaltungen. Administrative Beispiele sind die Beteiligung engagierter Hausbewohner an der Erörterung der Belegung des jeweils nächsten Semesters, die Abwägung durch den Ausschuss/Vorstand bei der Belegung, ob der Bewerber oder die Bewerberin in die Gemeinschaft voraussichtlich zu integrieren sein wird und sachgerechte Kompetenzen für den/ die Hausverwalter aus den Reihen der studentischen Bewohner.

2. These: Das Studentenwohnheim Wartburg ist zugleich ein (kleines) Immobilienvermietungsunternehmen – hier am Markt für studentisches Wohnen in Heidelberg, an dem es Leistungen anbietet. Der Verein bietet zum einen studentischen Wohnraum auf einem Markt an, denn auch

gemeinnützige Organisationen haben alle einen Markt. Der Charakter als Idealverein ist strukturell nicht dasselbe wie Gemeinnützigkeit. Auf Entgelte für die Leistung oder Gewinnerzielungsabsicht kommt es dabei nicht an. Gemeinnützigkeit steht der Tätigkeit als non profit-Unternehmen nicht entgegen, sondern bedingt sie wie hier gerade als ökonomische Notwendigkeit.

3. These: Neben dem ökonomischen besteht ein ideeller Markt, auf dem die ATHG Wartburg e.V. mit ihren Grundsätzen und Werten mit anderen ebenfalls konkurriert.

Ohne Studierende, die uns unterstützen, sei es, dass die Hilfe sich auf besondere mitgliedschaftsrechtliche Strukturen des nicht-rechtsfähigen Vereins »ATHV Wartburg« stützt, sei es, dass sie sich auf das bloße aktive Wohnen in der Hausgemeinschaft bezieht, können die Ziele nicht verfolgt werden. Der eine Markt ist ein rein ökonomischer Markt, der andere ein ideeller. Das eine funktioniert auf die Dauer nicht ohne das andere.

4. These: Studentenwohnheim und Trägerverein müssen auf dem ökonomischen Markt reüssieren. Das Haus muss dauernd erhalten, die ideellen Zwecke müssen fortlaufend verfolgt werden. Dazu bedarf es der Vermietung und der angemessenen Mieteinnahmen.

Unser Angebot muss attraktiv für die Adressaten sein, eine der mehreren wichtigen Bedingungen ist die Miethöhe. Attraktiv bedeutet Marktkonformität bei einer Gesamtbetrachtung.

5. These: Es gibt unverzichtbare finanzwirtschaftliche Rahmenbedingungen für den Betrieb des Studentenwohnheims. Wir müssen unsere Betriebskosten (Heizung, Strom, Wasser, Personalkosten usw.) wie jeder andere Vermieter verdienen, ebenso unsere bescheidenen Overheads. Des Weiteren müssen wir die Verzinsung unserer Fremdfinanzierung verdienen für die damit vorfinanzierten Investitionen und ggf. Differenzen zwischen der betriebsüblichen Nutzung der Investitionsgegenstände (»Abschreibung«, »AfA«) und der Tilgung, auch wenn wir nicht bilanzieren. Bei den eigenkapitalfinanzierten Gegenständen müssen wir stets die AfA verdienen, obwohl wir steuerlich aufgrund der Gemeinnützigkeit davon »nichts« haben. Die Abschreibung über die betriebsübliche Nutzungsdauer bei Gebäude und Einrichtungen charakterisiert hier symbolisch die im Allgemeinen mindestens nötige Summe, um das

Wirtschaftsgut, das seine technische Lebensdauer erreicht hat, zu ersetzen. Nicht berücksichtigt sind dabei Geldentwertung (»Inflation«), neue Standards und neue Arten von Einrichtungen. Auch hierauf müssen wir bei der Reservenbildung achten, ebenso auf die den gemeinnützigen Organisationen durch den Fiskus auferlegten Schranken als non profit-Organisation.

6. These: Die ATHG Wartburg e.V. ist kein gewöhnlicher Vermieter. Sie unterscheidet sich u.a.

- ◆ durch ihre ideellen Ziele;
- ◆ durch Wohnraumchancen und die Chance auf Eintritt in eine Wohngemeinschaft Studierender mit internationaler Besetzung für immer neue Studierende;
- ◆ Mittel dazu ist u.a. auch der semesterbezogene Mietvertrag. Der Vorteil gegenüber der klassischen WG ist die fehlende Haftung für Mietausfälle einzelner WG-Mitglieder;
- ◆ durch das fehlende Ziel der Marktanteilvergrößerung oder der Gewinnerzielung zu Ausschüttungszwecken an Gesellschafter seitens des Trägervereins; im Gegenteil erfolgen dort Kapitalzuführungen an den Betrieb, soweit geboten – und möglich;
- ◆ Einsatz ausschließlich Ehrenamtlicher auf der Geschäftsführungsebene.

7. These: Unser Ziel muss es sein, Studierende für unser Haus und für unser Leitbild zu gewinnen, die uns auch nach dem Studium in lebenslanger Verbundenheit erhalten bleiben in Freundschaft und Wissenschaft, in ihrem und unserem Interesse. Mit dem Bachelor, Master, Staatsexamen oder der Dissertation endet vielleicht das formale Studium, nicht jedoch die vielleicht nur implizite Beschäftigung mit der Wissenschaft, denn die Hochschulausbildung mündet in Berufe, deren Anspruch darin besteht, den Anforderungen der Praxis standzuhalten, die übertragenen Aufgaben aber auf wissenschaftlicher Grundlage durchzuführen, lebenslang zu lernen und die gemachten Erfahrungen und wissenschaftlichen Kompetenzen an jüngere Studierende weiterzugeben. Für Hochschullehrer gilt das entsprechend.

VII. Fazit und Zukunft

Kürzlich konnte man in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (14.10.2018, S. 51) einen Beitrag mit dem Titel »*Studenten werden Bauherren*« lesen. Heidelberger Studenten, so heißt es dort, seien »selbst aktiv geworden und bauen ihr eigenes Wohnhaus«. Der Autor (Leon Igel) beschreibt dort ein Vorhaben eines Collegium Academicum, einer Vereinigung von 25 Studenten, die seit der »*Gründungsidee im Jahr 2012*« dabei sind, im Heidelberger Westen auf einem Konversionsgrundstück der US-Streitkräfte ein Wohnheim für Studierende zu planen und zu errichten. Gedacht ist an etwa 200 Plätze in »*46 Dreier- oder Vierer WG's*« in variabler Holzbauweise der Räume, mit »*Aula mit Dachgarten, einem großen Gemeinschaftsraum mit Küche...*« mit Selbstverwaltung bis zur »*Auswahl der Bewohner*«. 15 Mio. Euro veranschlagt man, finanziert werden soll all das durch Zuschüsse von Bund und Land in Höhe von 2,6 Mio. Euro, 9,5 Mio. Kredite von der KfW (Kreditanstalt für Wiederaufbau, die Förderbank des Bundes), weitere Bankkredite und Spenden. Das ist eine studentische Vision 2018, die man begrüßen muss.

Dieses moderne Konzept einer studentischen Gemeinschaft in einem Studierendenwohnheim mit Selbstverwaltung in WG-ähnlicher Form haben wir in unserer Wartburg seit den bescheidensten Anfängen vor fünfzig Jahren entwickelt und gepflegt.

Wir vereinen studentisches Wohnen in einer Gemeinschaft mit den Anforderungen eines kleinen Immobilienunternehmens, denn ohne ökonomische Strukturen nutzen uns die schönsten Idealvorstellungen wenig. Wir haben aber auch hier einen Vorteil gegenüber größeren Strukturen. Wir kennen die Beteiligten und unser die Geschäfte führender Ausschuss (Vorstand, weitere Ausschussmitglieder) arbeiten im Ehrenamt ohne jede Vergütung, so dass unsere Overheadkosten konkurrenzlos günstig sind.

Wir können, resümiert man, mit Gelassenheit in die Zukunft blicken und uns an unser Leitbild im 2. Brief des Paulus an die Korinther 3, 17 erinnern: »*Der Herr ist der Geist, wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit*«.